Die Christliche Welt

Wochenschrift für Gegenwartchristentum

Herausgeber Professor D. Martin Rade

Nr. 7 | **Marburg i. H., den 17. Februar 1921** | **35. Jahrgang**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter — Haltegebühr: Inland und Oesterreich vierteljährlich 10 Mark. Bei Versand unmittelbar vom Verlag außer der Haltegebühr vierteljährlich für Porto und Verpackung Inland und Oesterreich 2 Mark, Ausland 3,50 Mark: Haltegebühr für das Ausland: Schweiz 3 Fr., Frankreich 7,50 Fr., Italien 9,50 Lire, England 3 Schill., Amerika 0,50 Doll., Holland 1,60 Guld., Dänemark 3,20 Kr., Norwegen 3,20 Kr., Schweden 2,50 Kr., Japan 1,20 Yen. — Einzelnummer 1 Mark; Probenummern unentgeltlich — Anzeigengebühr 0,75 Mark die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen) — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Telefon 202 — Verlag der Christlichen Welt in Marburg

Inhalt: Die Forderung — Eduard Meyer und die Evangelienforschung — Zur inneren Lage des Christentums. Versuch einer Stellungnahme zum religiösen Sozialismus der Schweizer. Drittes Stück. Schluß — Das Patronat — Die drei Reiche (v. Mutius) — Aelteste Bildnisse Luthers (J Ficker) — Frühjahrswochen auf Schloß Elgersburg — Wöchentliche Chronik — Verschiedenes: Die Wormser Lutherfeier (Spitta); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Die Forderung

Nun sucht man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden. 1. Kor. 4, 2

Wen Gott in eine kleine Hütte setzt, den zieht er nicht zur Rechenschaft über einen großen Palast. Wen er Schuhe flicken läßt, von dem fordert er keine Rechenschaft über höhere Politik. Wem er den Pflug in die Hand drückt, den macht er nicht verantwortlich für die dicken Bücher der Gelehrsamkeit. Gott beurteilt dich nach deinem, nicht nach anderer Leute Beruf, und Gott beurteilt dich nach deinem, nicht nach andrer Leute Gewissen, Geist und Gaben.

Nicht das Was deines Berufes, sondern das Wie seiner Ausfüllung durch dich ist das Entscheidende. Die Kanzel ist nicht heiliger als der Fabrikraum. Der Mensch heiligt oder entheiligt die Dinge. Nun rückt der graue Steinklopfer neben den Minister und der Tagelöhner neben die Spitzen der Gesellschaft. Am höchsten aber steht der, der seinen Beruf am treusten auszufüllen bestrebt war. Im Himmel und auf Erden kann der Geschaffene, wenn er das Höchste leisten will, nur eines leisten: seine Pflicht. Das ist das große Wunder der Gottesordnung hienieden, daß der Kleinste das Größte zu leisten vermag: die Pflicht; daß der Kleinste das Größte in sich lebendig haben kann: Gott.

Hier und nirgendwo anders liegt der Ausgleich für die scheinbar so wahllos verteilten Güter der Erde und des Geistes. Guten Willens, pflichtgetreu werden, das gehört unabtrennbar zur wahren Menschwerdung. Sie geht nicht am Beruf vorbei, sie geht nur durch den Beruf hindurch. Luther wußte, warum er in der treuen Berufserfüllung den wesentlichen Gottesdienst sah.

Heute steht nicht der Beruf, nicht die Sache, nicht die Treue, die wir an sie wenden, im Mittelpunkt des Lebens. Da steht ein Anderes: der Lohn! Das Nebenprodukt der Arbeit ist uns wichtiger geworden als die Arbeit selbst. Die Höhe des Lohnes und nicht die treugeleistete Pflicht ist uns das Wesentliche. Solange das so bleibt, ist keine Rettung möglich. Und das bleibt solange, bis uns die Ewigkeit wieder unter den Füßen rauscht und wir uns Gott verantwortlich wissen in unserer Arbeit und füreinander. In unserer Arbeit, damit unser Blick unweigerlich nach innen und auf die Sache selbst gelenkt wird. Für einander, damit wir nicht der Eine den Anderen um den äußeren Ertrag seiner Arbeit bringen. Und Gott, weil wir sonst nur Menschenaugen über unserem Werke sehen. Das aber hilft uns weder zum Werk noch zu uns selbst.

K K

Eduard Meyer und die Evangelienforschung

In der Abendausgabe der Vossischen Zeitung vom 16. November 1920 wurde wie vermutlich auch in anderen Zeitungen urbi et orbi mitgeteilt, daß in Kürze ein Werk Eduard Meyers über das Urchristentum, dessen erster Band die Evangelien behandle,*) erscheinen werde:

> Eduard Meyer, der berühmte Historiker der Berliner Universität, der sich mit seinem bedeutenden Werke über „Caesars Monarchie und das Prinzipat des Pompejus" bereits dem Zeitpunkte näherte, wo das Christentum in die Welt trat und die Jahrhunderte in vor- und nachchristliche schied, hat nun auch dieses für die Menschheit von unermeßlichen Folgen begleitete Ereignis zum Gegenstande seiner scharfsinnigen Untersuchungen gemacht. Im vorliegenden ersten Band des Werkes — ein zweiter soll im Laufe des nächsten Jahres folgen — werden zunächst die Evangelien nach streng-kritischen Gesichtspunkten untersucht, und die dabei zutage geförderten Ergebnisse sind so zahlreich und von solchem Gewichte, daß die vier literarischen Grunddokumente des Christentums, sowohl für sich selbst genommen, als auch in ihrem Verständnis untereinander, in vollständig neuartiger Beleuchtung erscheinen.

Als mir am 11. Januar das Werk vom Cottaschen Verlag zur Besprechung zugeschickt wurde, fand ich in der beiliegenden Verlagsanzeige dieselben Sätze und zwischen ihnen und nach ihnen noch folgende:

> Der an sich höchst bestechende Reiz, ein solches Spezialgebiet theologischer Kirchengeschichte von einem weltlichen Historiker behandelt zu sehen, wird noch in hohem Grade durch die tiefgründige, von jeder anti-christlichen Tendenz freie Betrachtungsweise gesteigert, mit der der Verfasser den schwierigen und vielumkämpften Stoff angreift und bewältigt . . . Kraft und persönlicher Hauch der Darstellung geben den Schlüssen des gedankenreichen Forschers das unwiderstehlich Zwingende eines überlegenen Geistes und zugleich das Fesselnde einer Lektüre, die über das nur Wissenschaftliche weit hinausgeschoben ist.

Ich habe selten — auch nicht in Verlagsankündigungen — ein so starkes, geradezu überschwengliches Lob einer Neuerscheinung gelesen. Endlich, endlich hat es der Profanhistoriker unternommen, eines der tiefgreifendsten und schwierigsten Probleme der Menschheitsgeschichte, wie es im Urchristentum vorliegt, „anzugreifen und zu bewältigen", während sich offenbar die Vertreter dieses „Spezialgebietes theologischer Kirchengeschichte" (übrigens ein recht unglücklicher Ausdruck!) umsonst abgemüht haben! Und „die scharfsinnigen Forschungen des gedankenreichen Forschers", die „die vier literarischen Grunddokumente des Christentums in vollständig neuartiger Beleuchtung" (!) erscheinen lassen, sind um so erfreulicher, als sie „von jeder anti-christlichen Tendenz frei" sind. . . . Doch, so sagte ich mir,

*) Ursprung und Anfänge des Christentums. Von Eduard Meyer. Erster Band: Die Evangelien. Erste bis dritte Auflage 1921. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 340 S. Geheftet 32, geb. 44 Mark, mit Zuschlägen 38,40, bezw. 52,80 Mark.

soll man eine solche hymnologische Ankündigung überhaupt beachten? Tolle lege*) und bilde dir dann selbst dein Urteil! Doch hier liegt's so, daß der Verfasser selbst nach der Widmung seines Buches an Reinhold Seeberg in seinem Vorwort sich von dem stolzen Bewußtsein eines großen Erfolges getragen fühlt. Er betont mit starken Worten die Größe der Aufgabe, die hier dem Geschichtsforscher gestellt ist: „aber mit ängstlicher Scheu sind bisher alle Historiker ihr aus dem Wege gegangen ... und doch liegt hier ein sehr reiches Material vor, das der geschichtlichen Behandlung harrt." (!!) Die Apostelgeschichte ist für ihn „eines der bedeutsamsten uns aus dem Altertum erhaltenen Geschichtswerke". „Ungehobene Schätze" (!!) hat er in einem Vortrag in der Berliner Akademie der Wissenschaften heben können (1917) und in einem weiteren Vortrag ebendort festgestellt, „daß sich in dem Verständnis des Evangeliums des Markus sehr viel weiter kommen und über seine Quellen völlig gesicherte, äußerst wertvolle Ergebnisse (!!) gewinnen ließen". Meyer ruft mit diesen wuchtigen Sätzen den Rezensenten auf, den denkbar höchsten Maßstab der Wissenschaft anzulegen. Das soll geschehen.

Das Werk zerfällt in neun Kapitel. Der Verfasser nimmt den Ausgangspunkt beim Lukasevangelium und der Apostelgeschichte als dem *lukanischen Geschichtswerk*, weil er in ihm die „wissenschaftliche Bearbeitung" der urchristlichen Ueberlieferung von der Qualität historischer Werke, wie sie Livius, Polybios u. A. geschrieben haben, und „eine Darstellung der Anfangsstadien der urchristlichen Entwicklung unmittelbar aus der Feder eines der Mithandelnden" sieht. Der Nachweis hierfür wird durch eine allgemeine Charakteristik und durch eine Analyse der lukanischen Vorrede, die dem ganzen Werk des Lukas gilt, versucht. Geboten ist für Meyer die Zusammenschau des Lukasevangeliums und der Apostelgeschichte aus dem Grunde, daß ersteres die Auferstehungsgeschichte so gestaltet hat, „daß sie die Fortsetzung erheischt und ohne diese ein Torso bleiben würde". Daraus folgt die Notwendigkeit einer Betrachtung der Auferstehungsgeschichten bei Markus und Matthäus, deren Darstellungen Lukas („durchweg der denkende Historiker") sachlich weiterführt — Jesus leibhaftig auferstanden (fortgebildet im Johannesevangelium) — und formell straffer gestaltet. Die Analyse des Einganges der Apostelgeschichte ergibt, daß die Himmelfahrtsgeschichte interpoliert ist. Der Historiker Lukas wird weiter auf Grund seiner chronologischen Daten (Ev. 3, 1; 1, 5; 2, 1 f.) geschildert. Das führt dann zu einer Behandlung der *Jugendgeschichte Jesu* im nächsten Kapitel: als heidnische Mythen ergeben sich die Geburtslegenden, als jüdische Anschauungen die Stammbäume Jesu. Wir blicken in die Anfänge der Marienlegende. Deren Entwicklung läßt sich abgesehen von der Kindheitsgeschichte Jesu auch in den Evangelien selbst erkennen: Jesus und seine Familie. Eine Besprechung des Täufers Johannes, seiner Gemeinde und ihres Verhältnisses zum Christentum, *Taufe und Versuchung Jesu* machen den Inhalt des dritten Kapitels aus: „Auf die Taufe folgt eine rein mythische Erzählung, die Versuchung. ... Die Möglichkeit, daß sich Jesus von Johannes hat taufen lassen, kann natürlich nicht bestritten werden; aber die Anknüpfung an Johannes in der Ueberlieferung begreift sich vollkommen, auch wenn ihr ein geschichtliches Faktum nicht zu Grunde liegt." Die eigentlich geschichtliche Ueberlieferung setzt für Meyer erst mit dem Auftreten des Lehrers Jesus in Galiläa ein. Das vierte Kapitel „*Das Evangelium des Markus bis zur Passion*" geht diesen Anfängen, der Gewinnung der Jünger, dem Aufbau des zweiten Evangeliums, der Jesuswirksamkeit in Galiläa nach und mündet in eine Besprechung des Petrusbekenntnisses und der Leidensverkündigung. Das fünfte Kapitel „*Die Quellen des Markus*" bestimmt den Charakter dieses Evangeliums und der Anfänge der Ueberlieferung. Das Ergebnis ist: Das zweite Evangelium ist von Markus, dem Dolmetscher des Petrus (vgl. die Papiasüberlieferung), mit planmäßigem Aufbau in der jetzt vorliegenden Gestalt verfaßt; Markus hat außer dem Quellenstück der eschatologischen Rede Kapitel 13 zwei Hauptquellen benutzt, eine in zwei Brechungen vorliegende Jüngerquelle, in der Jesus von einer unbestimmten Anzahl von Jüngern umgeben ist — an ihrer Spitze steht Petrus —, und eine Zwölferquelle, in der er die Zwölf einsetzt und zu ihnen redet. Im sechsten Kapitel wird die *Passion* beschrieben: Jesus in Jerusalem, Judas' Verrat und die Daten der Kreuzigung und Auferstehung, Passahmahl und Abendmahl, der Prozeß und die Kreuzigung. Es folgen einige exkursartige Abschnitte: Annas und Kajaphas, die Zusätze bei Johannes und Lukas; Pilatus; das angebliche Zeugnis des Josephus über Jesus. Das siebente Kapitel behandelt *die übrigen Quellen und das Matthäusevangelium*: a) die Sonderquellen des Matth. und Luk., b) die Logienquelle; a) und b) in ihrer Chronologie und Entstehung; das Matth.-Ev. und die Logia des Matth. (dabei Verwertung der Papiasnotizen); der judenchristliche Charakter des Matth.-Ev. wird beschrieben und an seiner Benutzung durch das Hebräer-Ev. (nach Meyer identisch mit dem Ebioniten-Ev. des Epiphanios) und das Nazarener-Ev. deutlich gemacht. Lose reiht sich das achte Kapitel an: *Die Apostel und die Zwölf*. Die Instruktion der Apostel bei Mark. und in Q wird auf die erste Zeit der urchristlichen Gemeinde zurückgeführt, die Stiftung des Zwölferkollegiums dagegen auf Jesus. Vor diesem Abschnitt über die Zwölf steht eine Behandlung des Jubelrufs Matth. 11, 25 ff., nach ihm wird die Stellung der Evangelien zu Samaritanern und Heiden beschrieben. Das letzte Kapitel kehrt zum *Lukasevangelium* zurück und skizziert seinen Aufbau und betrachtet das *Johannesevangelium* unter folgenden Gesichtspunkten: die Zusätze des Joh.-Ev., das Programm, dessen Durchführung und die Benutzung der Synoptiker, die Sonderquelle.

Welches ist der *Ertrag* der in diesem Rahmen gebotenen Ausführungen? Worin finden wir die „geschichtliche Behandlung", deren nach Meyer das urchristliche Material noch „harrt"? *Die Kapitel* 1, 2, 3, 4, 6 (vielleicht abgesehen von dem Abschnitt über Pilatus), 7 (abgesehen von der Besprechung des Hebräer- und des Nazarener-Ev.), 8 und 9, d. h. *alles mit Ausnahme von Kapitel 5, das die Quellen des Mark. behandelt, hätten ungedruckt bleiben können und müssen. Die Forschung ist, soweit die neuesten Kommentare und Monographien über die Evangelien ihr Spiegelbild sind, in keiner Weise in den von mir soeben als überflüssig erklärten Buchabschnitten gefördert worden.*

Wo der einzige von der Forschung zu beachtende Ertrag seines Werkes liegt, dafür scheint Meyer selbst ein gewisses Empfinden zu haben, wenn er, wie oben mitgeteilt, die Tragweite seiner Quellenuntersuchungen in Bezug auf das Mark.-Ev. besonders hervorhebt. Was auf S. 133—147 zu lesen ist, enthält *einen*, wenn auch nicht in allen Punkten, *neuen Quellenscheidungsversuch*. Hier hat der Verfasser mit seinem durch das Studium eines umfangreichen Schrifttums der Antike trefflich geübten Auge einige gute Beobachtungen gemacht, die, wenn auch schon früher nicht unbekannt, in diesem Zusammenhang noch nicht zu finden sind. Allerdings kann mich ihre Auswertung nicht überzeugen. Daß verschiedenartige Bestandteile in der von Meyer angenommenen Richtung vorliegen, ist richtig; keineswegs aber ist gesichert, daß wir hier mit festumrissenen schriftlichen Quellen zu rechnen haben. Für eine Debatte, die ergiebig sein soll, müßte die Beweisführung eingehender sein. Der Verfasser ist überzeugt von dem guten Zusammenhang seiner Quellen. Mich hat ein Studium der Rahmenstücke des Mark.-Ev. (vgl. mein Buch „Der Rahmen der Geschichte Jesu. Literarkritische Untersuchungen zur ältesten Jesusüberlieferung" 1919) eines Anderen belehrt. Oder ich erinnere an den wirklich durchgeführten (m. E. allerdings nicht gelungenen) Quellenscheidungsversuch von Emil Wendling, dessen Buch über „Die Entstehung des Mark.-Ev." 1908 seinerzeit die geradezu vorbehaltlose Zustimmung von Eduard Norden gefunden hat. Vor allem liegt die Schwierigkeit darin, daß *alle* Mark.-Perikopen zu werten sind, während sich Meyer mit einer Auswahl begnügt hat. Bei alle dem aber hätten die Arbeiter am Neuen Testament sicherlich gerne — das sei ausdrücklich

*) Nimm und lies.

D H

betont — Meyers Behandlung der Quellenfrage des Mark.-Ev. veröffentlicht gesehen, etwa in einer theologischen oder philologischen Zeitschrift. Was sich sonst in dem Abschnitt über die Quellen des Mark. findet, kommt Meyer selbst deshalb so eigenartig und gewichtig war, weil er sich in der Hauptsache nur mit Wellhausen auseinandersetzt und keinen Gesamtaspekt der neutestamentlichen Forschung in der Zeit nach Wellhausen hat. Hier werden von Meyer offene Türen eingerannt.

Das Einrennen offener Türen ist die Signatur des ganzen Buches. Aus einer Fülle von Beobachtungen, die ich beim Durcharbeiten des Werkes Seite für Seite gemacht habe, greife ich einige heraus: Meyer „betont scharf, daß sich jede Untersuchung über das lukanische Geschichtswerk auf das ganze Werk zu richten hat, nicht aber, wie es allgemein (!) Brauch geworden ist, einseitig auf das Evangelium oder die Apostelgeschichte". Dieses „allgemein" ist glatt falsch, wenn ich erinnere an verschiedene neuere neutestamentliche Einleitungswerke (Th. Zahn, 2. Aufl. 1900; Feine, 2. Aufl. 1918) oder an die Meyer doch bekannten Untersuchungen Harnacks, die gerade dem ganzen lukanischen Geschichtswerk gelten. Und wenn Andere das nicht tun, so folgen neuere Forscher unter ihnen (wie der Philologe Paul Wendland in seinen „Urchristlichen Literaturformen" 1912) formgeschichtlichen Gesichtspunkten, die für Meyer eine terra incognita sind. Gerade über die Evangelienanalysen des soeben genannten Wendland führen Meyers Beschreibungen (um mehr handelt es sich vielfach nicht) der Auferstehungsgeschichte, des Mark.-Ev. bis zur Passion, der Passionsgeschichte, der Logienquelle, der verschiedenen Sonderquellen bei Matth. und Luk. in keiner Weise hinaus. Im Gegenteil, manches bedeutet eher einen Rückschritt (ich halte dabei nicht etwa jede rückläufige Bewegung in der Kritik für einen Rückschritt). Was über die Kindheitsgeschichte Jesu gesagt ist, macht gegenüber dem großen Stoff, den Greßmann in seinem „Weihnachtsevangelium" 1914 erörtert hat, einen geradezu dürftigen Eindruck, worüber die dann folgenden schönen Ueberschriften („Die Anfänge der Marienlegende", „Exkurs über den Marienkult") nicht hinwegzutäuschen vermögen. Allenthalben werden da längst geläufige Dinge eben noch einmal gesagt. Welche von Meyer nicht im mindesten ausgeschöpften Probleme die Gestalt des Täufers Johannes in sich trägt, zeigen die nicht beachteten Untersuchungen von Martin Dibelius über Johannes den Täufer (1911) und das 500 Seiten starke Buch von C. A. Bernoulli, Johannes der Täufer und die Urgemeinde (1919). Der Jubelruf Matth. 11, 25 ff. wird in Auseinandersetzung mit Eduard Nordens sehr tiefgreifenden Aufstellungen behandelt, die in Bezug auf die Frage nach dem Hellenismus und Semitismus modifiziert werden. Bei einem so eng begrenzten Thema hätte wahrhaftig die neuere Literatur (Bousset, Kyrios Christos, S. 58 ff.; Joh. Weiß in den Neutestamentlichen Studien für Heinrici, S. 120 ff.; Martin Dibelius, Die Formgeschichte des Evangeliums, S. 88 ff.) beachtet und mit Nutzen verwendet werden können. Der Aufriß des Luk.-Ev., auf das ein so großer Wert gelegt ist, und die Stellung des Luk. zu Samaritanern und Heiden werden in einer Paraphrase beschrieben, aber nicht im mindesten gedeutet und begründet, wie ich das in einem Aufsatz in den Theologischen Studien und Kritiken 1918 („Der geschichtliche Wert des lukanischen Aufrisses der Geschichte Jesu") versucht habe. Ueberhaupt: so vieles in dem Meyerschen Buche ist weiter nichts als Paraphrase. Mir kommt es bei dieser meiner Kritik nun gar nicht so sehr darauf an, ob diese oder jene Arbeit eingesehen ist, sondern nur darauf, daß Meyer, der sich doch mit vielen Arbeiten anderer Gelehrter auseinandersetzt, sich an den (übrigens nur beispielsweise) genannten Arbeiten hätte klar machen können, daß, wenn das urchristliche Material noch „der geschichtlichen Behandlung harrt", durch seine Arbeit am allerwenigsten dieser Zustand beseitigt ist.

Zu der von Meyer geübten Literaturbenutzung muß aber dann doch noch ein besonderes Wort gesagt werden. Im Vorwort steht eine Bitte um Nachsicht: nur neuere Literatur, und auch diese nicht vollständig, sei benutzt; so möge dem Verfasser manche wertvolle Bemerkung entgangen sein. Trotz des Gewichtes einer solchen Entschuldigung ist schärfstens auf die ganz unzulängliche Literaturbenutzung hinzuweisen. Hätte Meyer die „neuere Literatur" genauer, als er's getan hat, durchgearbeitet, hätte er von der neueren Literatur die neueste, die bei der Ausarbeitung seines Buches vorlag, berücksichtigt, so hätte er erkennen müssen, daß ihm mehr als „manche wertvolle Bemerkung" entgangen ist. Die Frage, ob Meyer gegenüber den Kommentaren Zahn-Wohlenberg, Lietzmann-Klostermann, Joh. Weiß-Bousset-Heitmüller und den Monographien von Wendling über die Entstehung des Mark.-Ev. (1908), von Wendland über die urchristlichen Literaturformen (1912), von Martin Dibelius über die Formgeschichte des Evangeliums (1919), von mir über den Rahmen der Geschichte Jesu (1919) — ich nenne nur größere Arbeiten — etwas Förderndes geboten hat, muß im Ganzen mit einem runden Nein beantwortet werden. Ja, noch mehr! Meyers Betrachtung ist, wie noch gezeigt werden wird, in vielen maßgebenden Punkten neueren Problemstellungen, die sich jetzt durchsetzen, nicht gerecht geworden. Seine souveräne Vernachlässigung der neueren Forschung wirkt deshalb so grotesk, weil sich in Text und Anmerkungen eine ausgiebige Polemik gegen andere Gelehrte abspielt. Vor allem ist immer auf Wellhausen Rücksicht genommen, dann auf Blaß, Th. Zahn, Harnack, im übrigen auf eine größere Anzahl von Autoren, deren Aufsätze Meyer zufällig kennt. Ab und zu scheint auch mal in einen neueren (nicht ganz neuen) Kommentar Einsicht genommen zu sein (vergl. Bernh. Weiß). Jülichers Einleitung ins Neue Testament 1894 (!) ist einmal zitiert. Diese Zufallsliteratur ist der Darstellung, die Meyer manchmal durchaus großzügig zu gestalten weiß, nicht zu gute gekommen. Kleine, bei so weitgestecktem Rahmen nebensächliche Polemiken dringen in den Text oder füllen große Anmerkungen. Wenn schon Verachtung der gelehrten Literatur, dann lieber im Stile Wellhausens, der die Mitforscher gründlich ignorierte, aber dann in einigen wenigen ganz schmalen Bändchen die Evangelien übersetzte und erklärte und dabei so viel des Neuen und Eigenartigen (allerdings auch manche offene Tür einrennend) bot, daß die ignorierten Mitforscher dankbar waren! Meyer spricht einmal (S. 51) von einer erledigten Frage und einmal (S. 281) von der Ueberholung älterer Behandlungen. Wie vieles ist bei Meyer selbst längst erledigt und überholt!

Dabei ist Meyer anderen Gelehrten gegenüber keineswegs freundlich, oft sogar ungerecht. Th. Zahn, Blaß, Corssen bekommen ab und zu einen scharfen Hieb. Als recht ungeschickt werden die Theologen hingestellt. Beifällig wird ein Ausfall Lessings gegen die Theologen zitiert (S. 14). In Bezug auf die Himmelfahrtsgeschichte heißt es von den „konziliatorischen" theologischen Interpreten, sie scheuten sich noch immer, die unabweisbaren Konsequenzen zu ziehen (S. 36). Meyer übersieht dabei, daß für höchstkritische Theologen, die ja auch nicht seine Konsequenz ziehen, die Sachlage eine ganz andere ist wie für ihn, da sie nicht wie er in der Apostelgeschichte ein Werk des Arztes Lukas sehen. Ein anderes Mal heißt es, die Verklärungsgeschichte werde von den (!) theologischen Kritikern in der Regel verkannt (S. 153). Der „liberalen Theologie" wird vorgeworfen, daß sie die Ueberlieferung, daß Jesus sich offen als Messias bekannt habe, beseitigen wolle (S. 193). Abgesehen davon, ob hier Meyer in einzelnen Fällen Recht hat oder nicht, was sollen diese Angriffe gegen die Theologen? In den genannten Fragen sind viele neuere Philologen in gleicher Schuld und Verdammnis. Wenn Meyer die Heranziehung der Saturnalien und Sakäen zur Erklärung der Verspottung Jesu eine „übel angebrachte Gelehrsamkeit" nennt, so gilt das den Philologen Geffcken und Wendland. Kann man sich denn nicht frei machen von solchem Ausspielen der Theologen und Nichttheologen? War Wellhausen Theologe oder Philologe? Wir haben doch wahrhaftig in unsrer neutestamentlichen Wissenschaft keine Arkandisziplin. Mancher Philologe bewegt sich mitten im Strom dieser Wissenschaft. Und der Theologe Martin Dibelius klagt darüber (Die Formgeschichte des Evangeliums, S. 67), daß in den Bezirken der Theologie stilkritische Probleme immer noch als überflüssig empfunden würden. Der Historiker Meyer kann von dieser Klage nicht ausgenommen

werden. Doch was sollen alle diese Epitheta wie Theologe, Philologe, Historiker? Ich für meine Person fühle mich als Religionswissenschaftler, der eine philologische und historische Schulung für wichtig hält, der unter seinen Lehrern Theologen, Philologen, Historiker gehabt hat. Daß der urchristliche Stoff „der geschichtlichen Behandlung harrt", will ich zugeben, wenn ich die Unvollkommenheit *aller* Forschung vor Augen habe. Aber nicht kann ich zugeben, daß gerade der Profanhistoriker prädestiniert sein soll, den „harrenden" Stoff zu erlösen. Und sicher ist mir dies, daß der Profanhistoriker Eduard Meyer uns in unserm Streben nach der geschichtlichen Erkenntnis nicht weiter geführt hat. Meyer will sich, wie er im Vorwort sagt, nicht „Blick und Empfindung durch die Fülle der sich widersprechenden Hypothesen trüben" lassen. Was hilft uns das, wenn er nun selbst eine *Hypothese* entwickelt, *die die Forschung nicht einmal weiterführt*? Meyer rechnet ferner damit, daß seine Methode ihn „unbefangener" gemacht habe. Was hilft uns das, wenn *Unbefangenheit nicht identisch* ist mit *Kennerschaft*?

So ist der Inhalt des Buches ein Versager. Vielleicht werden wir durch die künstlerische Form entschädigt. Auch damit ist es nichts. Die Darstellung Meyers ist klar, gut lesbar, aber nicht immer sorgfältig. Die Wörter „offenbar", „natürlich" und vor allem „bekanntlich" sind zu oft eingeflossen, wenn man meines Erachtens das „bekanntlich" auch noch öfter setzen könnte. Einige Wiederholungen wirken unschön: zweimal wird gesagt, die geschichtliche Existenz des Joseph sei nicht gesichert, und die Stellen werden mitgeteilt (S. 62 und 72); ebenso steht es mit der Erwähnung von Bethsaida als der Heimat des Petrus und Andreas (S. 99 und 338); zweimal wird erzählt, der Verrat des Judas erinnere an den des Kallippos an Dion (S. 173 und 298); viermal gar erfahren wir, daß Matth. für Gottesreich „durchweg" Himmelreich sagt; beim dritten Mal ist in einer Anmerkung die richtige Einschränkung gegeben (S. 85, 100, 214 und 240). — Die *Stoffanordnung* läßt bei einer so großzügig angelegten Darstellung das rechte Augenmaß für Haupt- und Nebendinge vermissen. In diesem Zusammenhang sei auf die vielen Lücken hingewiesen. Der von Meyer betonte Ausgangspunkt, daß zuerst das lukanische Geschichtswerk behandelt werden müsse, ist nicht recht geglückt, weil unergiebig: man erwartet, daß für Meyer Lukas als der wissenschaftliche Kopf des Urchristentums das Gewichtigste zu sagen habe. Er wird aber von dem unwissenschaftlichen Markus auch bei Meyer überboten. Die Darstellung biegt dann am Schluß zu Lukas zurück und ist nicht frei von Wiederholungen.

Symptomatisch an dem Meyerschen Werk ist die in ihm zum Ausdruck kommende *rückläufige Bewegung in der Kritik*. In der Literarkritik gehören folgende Positionen hierher: Annahme von Petruserinnerungen im Mark.-Ev.; Ablehnung eines Urmarkus; Hochschätzung des Lukas; Ablehnung von Interpolationen im Joh.-Ev.; Zurückführung des lukanischen Geschichtswerkes auf Lukas den Arzt; Betonung des paulinischen Charakters der Apg.; hohe Einschätzung der Papiastraditionen. In der Sachkritik handelt es sich um folgende Punkte: Stellungnahme gegen den Rationalismus; Anerkennung von gewissen Wundern und Visionen (so der Verklärung, aber nicht der Taufe Jesu!); Behauptung, daß Jesus sich für den Messias gehalten, daß er als solcher das Zwölferkollegium eingesetzt habe, daß er mehrere Jahre tätig gewesen sei. Ich nehme zu diesen Dingen keine Stellung; das wäre ein uferloses Unterfangen. Anzuerkennen ist, daß Meyer oft einen gesunden Blick zeigt (fast immer Wellhausen und Eduard Schwartz gegenüber). Daß es sich hier aber nicht um die originelle Betrachtung eines „großen" Historikers handelt, mag etwa an Harnack (er hat schon vor langen Jahren von einer rückläufigen Bewegung in der neutestamentlichen Literarkritik gesprochen) und an Loofs (vgl. sein sehr gelehrtes Werk „Wer war Jesus Christus?" 1916) verdeutlicht werden, um von den Jüngeren zu schweigen.

Jedenfalls kommt in diesem Negativum einer rückläufigen Bewegung in der Kritik noch nicht das Positivum zum Ausdruck, dem die *Evangelien-Forschung* zustrebt. Wir bedürfen einer *Nachprüfung* aller Hypothesen zur Lösung der synoptischen Frage. Die Zweiquellenhypothese, die Meyer als selbstverständlich richtig annimmt, insbesondere die Markushypothese dürfen nicht überspitzt werden. Ein Kenner wie Joh. Weiß hat gegenüber dem Synoptiker-Kritik-Umsturz Spittas von einem in der synoptischen Forschung notwendigen Eklektizismus gesprochen. Wir bedürfen weiter einer eingehenden *Stilkritik*, einer Formgeschichte des Evangeliums (vgl. Martin Dibelius). Meyer schreibt in der Art der früheren theologischen Literarkritik, wie sie von H. J. Holtzmann und Jülicher geübt wurde, der Absicht der urchristlichen Autoren viel zu viel zu. Als ich in meiner Studentenzeit Meyers Buch über den „Ursprung und die Geschichte der Mormonen" (1912), las, dessen Exkurs über das Christentum in das vorliegende Werk übergegangen ist, hatte ich dieselbe Empfindung. Es sei nur erinnert an die Betrachtung des Joh.-Ev. als der „Durchführung eines dogmatischen Logosprogramms". Selbst wenn die übliche Quellenkritik, wie sie Meyer entwickelt, richtig ist (meines Erachtens ist Q mehr eine Schicht als eine bestimmt erfaßbare Quelle), dann bleibt immer noch die Frage nach den Vorstufen der Quellen. „Wir vermögen nun zu sagen, wie unsre Evangelien aus ihren Quellen entstanden sind, aber noch nicht, wie diese ganze Art Literatur entstanden ist." Dieser Satz von Martin Dibelius gilt nach dem Meyerschen Werk mehr denn je. Das Moment des urchristlichen Kultes ist in den Mittelpunkt zu rücken. Wir bedürfen schließlich einer methodologisch umsichtigen Behandlung der *literargeschichtlichen Frage der Evangelien*. Meyer hat über das Verhältnis der Evangelien zu anderen Literaturerzeugnissen richtige, halb richtige und unrichtige Bemerkungen gemacht. Sie können mich nur bestärken in meinem Plan, zu dem der Stoff gesammelt ist, die Stellung der Evangelien in der allgemeinen Literaturgeschichte zu erörtern.

Zum Schluß noch ein persönliches Wort! Gerade als einer der jüngsten Vertreter des neutestamentlichen Faches, den die Evangelien ins Ersatzbataillon, ins Feld, ins Lazarett begleitet haben, habe ich in meiner Kritik nicht milder sein können, habe ich vor allem nicht schweigen können. Durch ein Buch wie das besprochene kommt die Kritik in Not, wenn sie unwahrhaftig ist. Meyers Buch haftet das Zufällige an; es fließt nicht im Strome der strengen Wissenschaft; es ist auch kein Outsiderbuch, das uns auf dem Wege der Intuition neue Erkenntnisse bringt: es ist ein Gelehrtenbuch, wie solche jahraus jahrein geschrieben werden. Daß es sich hier nicht um den Protest des Theologen gegen den Nichttheologen, des Fachmenschen gegen den Outsider handelt, wird nach alledem rein selbstverständlich sein. Es handelt sich nur um den *Protest der Wissenschaft gegen den unwissenschaftlichen Schritt eines gefeierten Wissenschaftlers*.

Berlin *Karl Ludwig Schmidt*

Zur inneren Lage des Christentums

Versuch einer Stellungnahme zum religiösen Sozialismus der „Schweizer"

3

Zunächst ist noch eine Zwischenbemerkung von nöten. Wenn man sagt, es handle sich in diesen Dingen um das Unsagbare, so vereinzelt man doch schon wieder. Warum soll es nicht „auch einmal" sagbar sein, warum soll das Unendliche nicht auch einmal das Wort, den Satz in seinen Dienst zwingen, zu seiner Offenbarung wählen? Solche Kritik lassen wir uns gefallen. Aber sie hebt sich dadurch selber auf, daß damit ja das Einmalige, Vorübergehende, mit dem Keim der Hinfälligkeit und Zerstörung Behaftete alles „Gesagten" zugegeben ist, daß also die an sich vorhandene Möglichkeit, etwas Endgültiges zu sagen, nicht realisiert werden kann. Das muß (oder müßte!) aber die Schweizer, teils wider Willen, zur Rückkehr zum Leben zwingen. Und tatsächlich sagte Barth, er könne heute (es war Mai) seinen Aarauer Vortrag vom April nicht mehr so halten.

Um — nicht ihnen allein, sondern uns allen, diesen wirklichen Weg der Ratlosigkeit, bei dem man auch aufhört, davon zu

reden, zu erleichtern, sei nun die zu große Sicherheit der Schweizer durch immanente Kritik aufgezeigt. Overbecks Buch, sagt Barth, „ist eine unerhört eindringliche Einschärfung des Gebots: Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnütz führen.“ Eine heilige Sache, fürwahr, die da auf dem Spiele steht! Manch einem mag der Aufsatz des „Laien“ Feld neulich in der Christlichen Welt in den Sinn kommen.*) Aber führen die Schweizer den Namen nicht unnützlich? Sie sprechen vom „ganz Anderen“, das allein alle Schöpfung und Neuschöpfung tun kann. Aber in dem Augenblick, wo sie es Gott nennen, ist es ja schon nicht mehr das ganz Andere; da ist es ein schon irgendwie Bekanntes, Denkbares geworden, ist in unsere durchaus nicht andere Bewußtseinswelt (Psychologie) eingegangen. Nimmt man dazu, daß die Schweizer oft selbst bange werden und vom Göttlichen reden (ähnlich wie der ehrfürchtige Beethoven von der Gottheit), so muß die Frage brennend werden: Führen sie den Namen wirklich nicht unnützlich? Fordern sie eine Verwechslung mit dem (gleichgültig ob positiven oder liberalen) Gott der Theologie nicht geradezu heraus? Treiben sie nicht Frevel an der letzten Wahrhaftigkeit, an der intellektuellen Redlichkeit — Anderer, die vor allem in diesen Dingen Reinlichkeit wollen?

Auch Andere brauchen den Namen Gottes, um das Wesentliche, wenn es ihnen notwendig dünkt, so zu bezeichnen. Aber der Unterschied ist der, daß sie dies „ganz Andere“ nicht „setzen“, konstituieren, und damit — im relativen, denkmäßigen Sinne abtrennen von dem Nicht-Gott, dem Endlichen, der Welt. Sie sagen gar nichts darüber aus, oder sie sagen: Gott ist das ganz Andere und zugleich Alles in Allem. Auch das mag noch als unnützliches Führen des Namens aussehen, aber — nun jedenfalls kommt es mir hier nicht darauf an, klipp und klar zu beweisen, daß wir den Namen nicht unnützlich führen, sondern auf „ganz andere“ Dinge.

Von da aus, in Verbindung mit dem, was über den Apologeten Barth gesagt wurde, versteht man, wenn wir es sehr kühn finden, daß Barth so triumphierend Overbeck zitiert, der die Theologen als „die Unterhändler des Christentums“ bezeichnet; denn auch Barth ist nicht frei davon. Aber wir freuen uns, wenn er seinen ganzen Aarauer Vortrag schließt mit dem zitternden Worte: Haben wir schon zuviel gesagt?

Vielleicht — vielleicht! muß es die innere Konsequenz Barths werden, daß er schärfer herausarbeitet, daß noch viel stärker und wahrer die Götzen zerstört werden müssen (auch der „ganz andere“ Gott kann ein Götze werden), ehe man sich fragt, ob man doch wieder den Namen Gottes — und nun nicht unnützlich führen darf. Kutters Ausweg: wir wären weiter, wenn wir wieder in ganz neuer Weise Gott sagen (!) könnten, meint das wohl, ist aber in dieser Form eben ein Ausweg, und nicht ein Weg der unerbittlichen Wahrheit.

Mit jenem „Setzen“ des „ganz anderen“ Gottes hängt nun Barths zu wenig kritische Uebernahme des Overbeckschen Begriffes der Urgeschichte und dessen Ausschlachtung in seinem Sinne zusammen, wie wir sie als Grundton beider Heftchen deutlich heraushören. Overbeck hatte ein hohes Recht, als Historiker gegenüber dem Dunkel und dem leeren Loch bei der Entstehung des Christentums von Urgeschichte zu sprechen; ja wir gehen weiter, er hatte ein Recht, als Einfühler in das Urchristentum, aber Nichtbekenner desselben, die Tatsache als Urgeschichte zu bezeichnen, daß wir eben keinen Zusammenhang mehr damit haben, daß insbesondere „das Christentum“ keine Geschichte hat und die sogenannte Geschichte des Christentums eine ziemlich schauderhafte rein weltliche Sache ist.

Aber nun wird bei Barth diese Urgeschichte eine mystische, absolute Größe. Sie wird der Angelpunkt der ganzen Welt, des ganzen Kosmos einschließlich der Weltgeschichte. Das ist doch eine bedeutsame Sache! Und dabei ist nun der Begriff der Urgeschichte ganz unklar. Gehört zum Beispiel das, was für eine freie Wissenschaft, auch für Barth, aus dem Leben Jesu so ziemlich feststeht, die Worte und Leiden, zur Urgeschichte? Barth würde vielleicht sagen: Nein, nur die Auferstehung (im vollsten Sinne) und ihre Geheimnisse, von denen er einmal den recht

*) 1920 Nr. 50: Theologie oder Religion.

gewagten Ausdruck braucht: „Ostern als kritische Potenz“! Und Thurneysen würde ihm beistehen, indem er davon sagt: „Wie ein Geheimnis sei es aufgedeckt“. Man kommt da in jenen mystischen halbdunklen Gedanken-, nein Gefühlskreis hinein, der sich um den alten Begriff: „geoffenbartes Geheimnis“ herumnebelt und schließlich immer zur Sekte derer führt, denen es eben geoffenbart ist, während es den Andern geheim bleibt. Auch Barth ist vom Sektenhaften nicht frei. Er weiß den richtigen Weg. Denn er spricht von den Umwegen, die die Theologie durch früheres Ernstnehmen von Overbeck hätte ersparen können. Was aber ein Umweg ist, kann nur der erkennen, der den Weg weiß. Das „offenbarte Geheimnis“ bleibt immer etwas rein Irrationales, darum sollte man aufhören, davon zu reden. Urgeschichte, im Barthschen, nicht im Overbeckschen Sinne ist aber ganz deutlich dasselbe wie: offenbartes Geheimnis.

4

Es scheint uns hier etwas im Verhältnis von Zeitlichkeit und Ewigkeit nicht ganz zu stimmen. Eine „ewige“ Urgeschichte die in den Jahren etwa 30 bis 50 n. Chr. in die zeitliche Weltgeschichte hereinbricht? Warum nicht lieber das „Ganze“, einschließlich der sogenannten Urgeschichte, als Abbilder eines Ewigen ansehen? Man sieht, es fehlt da etwas an der inneren Notwendigkeit der Betrachtungsweise und gerade dieses Biblizismus. Und das ist nicht nur in dem Schweizerischen Begriff des „Hinweises“, sondern noch mehr in ihrer Dialektik des Ja und Nein, also in ihrer Antinomienlehre begründet, worüber wir uns noch Klarheit verschaffen müssen.

Alles ist bei den Schweizern „nur“ Hinweis und Vorbereitung und Erwartung. Sie freuen sich über Jeden, der vom Warten spricht. Die göttliche Antwort auf Hiobs Frage besteht nach Barth im Hinweis (!) auf die letzte absolute Rätselhaftigkeit, Unbegreiflichkeit und Finsternis alles natürlichen Daseins (B. S. 21). Johannes der Täufer, als Täufer und wie er auf Grünewalds Bild auf den Gekreuzigten zeigt, ist der Hinweis auf das Ewige. Von Overbeck wird grundlegend gesagt: „Die Sache war zu groß und die Lage zu verwickelt, als daß er mehr tun konnte, als zum Schlage weit ausholen. Der Schlag wird einmal geführt werden, wer weiß wann? und von wem? Overbeck holte nur aus“ (S. 4).

Also: die biblischen Figuren enthüllen das Eigentliche nicht, sie weisen darauf hin. Es ist das noch weniger als das „offenbarte Geheimnis“. Auch in Jesus ist das Geheimnis — und darin versteht Barth den Paulus zweifellos richtig, nicht für uns faßbar und verständlich, durchschaubar und ganz wirksam offenbart. Eigentlich ist auch Jesus nur Hinweis, und zwar auf den kommenden Christus, der alles von Gott aus erfüllen wird. Aber in seltsam unlogischer Weise wird damit verquickt, daß einer „den Schlag“-führen wird. Also Barth will ihn nicht führen. Wer denn? Von seinen grundsätzlichen Positionen aus kann er doch erst wirklich und endgültig geführt werden, wenn jene Neuschöpfung durch den kommenden Christus stattfindet. Bis dahin ist alles Vorbereitung und Hinweis, Overbeck, auch Barth, auch die nach ihm Kommenden. Oder glaubt Jemand, daß Barth, so lange das Reich Gottes nicht ganz da ist, jemals zugeben wird, daß irgend Jemand den Schlag geführt habe? Ich nicht. Er wird ihn immer wieder ins Halbe, Relativierte, Psychologische abdrängen und eben nur als Hinweis gelten lassen. Auch das ist eine Gefahr: man kann sich auch in der Rolle eines Johannes des Täufers, eines Hinweisers, gefallen.

Dann sollte man aber so zielbewußt sein (ich sage ausdrücklich nicht „konsequent“) und zugeben, daß wir in einer Form des Daseins leben, in der überhaupt, aus Prinzip und Ursprung, nur Hinweise möglich sind, und daß es erst einer völligen Neuschöpfung in Bezug auf alles, auch in Bezug auf Zeit und ihr Verhältnis zur Ewigkeit, bedarf, ehe der Schlag geführt, ehe, was Weg und was Umweg ist, erkannt, ehe der Christus irgendwie geschaut werden kann. Das heißt aber: man sollte seines Weges nicht so absolut sicher sein und nicht so stark, wie es bei den Schweizer Religiös-Sozialen üblich ist, alles Andere, z. B. die Theosophie ablehnen. Gerade die

Theosophie ist doch ein Hinweis ersten Ranges auf eine Um- und Neuschöpfung der Zeitlichkeit. Von da müßte man sich zu jener Besinnung aufraffen (jawohl: aufraffen, denn ohne Selbstkritik und neues Wollen geht es für keinen unter uns), die alles als Hinweis auf das Sein-sollende und Kommen-wollende auffaßt und nicht mit der nun schon allzu gewohnheitsmäßig arbeitenden theologischen Schere kleine Ausschnitte aus dem Lebensprozeß herausschneidet und nur diese für Hinweise erklärt. Danach ist nur Hiob, Johannes, die Welt der Bibel, die Offenbarungsgeschichte, aber eben als Ausschnitte, die anderes ausschließen, Hinweis auf Gott; Laotse, Beethoven und die Expressionisten, Nietzsche und Rembrandt nicht — —

Ist es wirklich so bei den Schweizern? Ja und nein. Da sie das „Ganze" wollen, müssen sie die innere Bedrängnis dieses Problems spüren. Und sie spüren sie. Wie oft im Gespräch wurde anerkannt, daß der Logos auch in den nicht biblischen Hinweisen stecke und daß es von da aus nur eine „Zufallsmehrheit" sein könne, wenn gerade die Bibel eine besonders große Zahl dieser Hinweisgestalten biete. Es wurde gesagt, daß man die Expressionisten, eben als Hinweise, besonders gut verstehe; ja man gab zu, daß die Musik wohl reinere Sprache des Logos sei als das Wort. Wo landet man aber dann? Doch im Grenzenlosen, wo alles negativ und positiv gewertet wird, aber eben auch alles positiv.

Und da mangelt es nun noch sehr. Warum der Kampf der Schweizer gegen den Pietismus? Warum nicht das Wort in den Vordergrund stellen, das auch in der Bibel steht: „Dem Aufrichtigen läßt es Gott gelingen"? Warum nicht ein Bündnis mit allen, die aus dem Dunklen ins Helle streben, mit allen Ernsten? Ernst ist bekanntlich eine Kategorie, ja vielleicht die Kategorie Kierkegaards, der auch von Barth zitiert wird. Warum die vielen Abgrenzungen und nicht die Einheit? Warum sind nun Overbeck und Blumhardt im Tiefsten eins, und zwar nicht nur als Skandalon, als „Anstoß", sondern im Aufbauenden, aber die Beiden sind gegenüber den Pietisten diametral entgegengesetzt? Muß denn das sein?

Wenn das Letzte unsagbar ist, so vereinzelt man wieder. Loew hat nur zu sehr recht, wenn er Vieles bei den Schweizern auf antiliberales Ressentiment zurückführt. Er hat nur noch nicht gesagt, daß auch antipietistisches, antikulturelles, antipsychologisches Ressentiment in Betracht kommt, die alle vom „Ganzen" abführen. In Wahrheit wird es wohl so sein, daß Barth im Kampf gegen den Pietismus (usw.) den Pietisten in der eigenen Brust bekämpft und ihn totschlagen will. Aber eben das gelingt ihm — das ist wieder die Strafe auf dem Fuße — nicht. Der Schluß der biblischen Einsichten (B) ist ein gesteigerter Individualismus — um den einzelnen Menschen handelt es sich da; ein tiefes Ausschöpfen dessen, was der Pietismus eigentlich will in seinem wahren Wesen. Denn daß der Pietismus nicht nur in seinen Sentimentalitäten besteht, weiß doch auch Barth.

Liegt es nicht doch daran, daß die Schweizer zu viel Apologeten wider Willen sind, die den Schlüssel zum Unterschiede zwischen dem Kirchengott, dem religiösen Gott, dem Menschengott einerseits, und dem wahren Gott jenseits des Menschenlebens (S. 31) in der Hand haben, trotzdem man schon mit diesem Ausdruck das Jenseits wieder ins Diesseits verquickt; Apologeten, die zu konstruieren anfangen und wie Barth sagen: „Nach dem Allem kann der Friedefürst der letzten Zeit, der Knecht Gottes unter den Völkern, der vom Himmel kommende Menschensohn des Alten Testaments gar kein Anderer sein als eben der Gekreuzigte, der im Mittelpunkt des Neuen Testaments steht" (B. 21). Hier ist für Viele die theologische Gebundenheit an die Tradition allzu durchsichtig, hier hört eben für Viele die wahre Weisheit auf, zumal die Todesweisheit, von der die Schweizer so wahr zu reden wissen und die nach ihren Worten alles, was wir bisher gedacht haben, sterben lassen muß. Barth läßt nicht alles sterben, wie es Overbeck tut! Und an die Stelle der Weisheit tritt schwankendes Mysterium, offenbartes Geheimnis.

Apologeten verraten sich selbst oft — im doppelten Sinne!! Wenn Barth (B. 11), ganz im Stil der gewöhnlichen Absolutheitler des Christentums, sagt, der Blick auf die Profangeschichte zeigt, daß da in der Welt des Neuen Testaments ein Stein von ungewöhnlichem Gewicht in die Tiefe gegangen sein muß, daß da mit Paulus eine besondere Kraft in Rom eingezogen ist, so tut Barth gerade das, was die Durchschnittsapologeten dürfen, was er aber nicht darf: er relativiert das Christentum und läßt es zur Geschichte werden, wie der Stein im wirklichen flutenden Wasser (Leben!) die Kreise zieht. Dann ist, wie Mennicke ganz richtig spürt, der Katholizismus in seinem Wesen fertig: dann wirkt die übernatürliche Kraft in dem natürlichen Verlaufe der Dinge. Daß man mit dieser Betrachtung nicht in die Tiefe bringt, weiß doch gerade Barth am besten.

Und Apologeten werden einseitig. Der sonst so milde Freund Thurneysen weiß zu sagen, daß nicht durch neue Bücher, nicht durch Reformen und Ideale, sondern durch Erlösertaten Gottes Heil und Wahrheit ans Licht kommen. So? Auch durch Barth und Thurneysens Bücher nicht? Warum schreiben sie sie denn? Es werden wohl, höre ich antworten, nur Hinweise sein. Aber solche Hinweise sind gerade die Erlösertaten, die unsere Welt braucht. So wie wir sind, können wir gar keine andern Erlösertaten verstehen als solche durch das Medium der Weltmächte: Ton, Wort usw. gehenden. Gerade dann, und nur dann, wenn wir nicht vereinseitigen, nicht gegen so viel Ernst und guten Willen Stellung nehmen, stehen wir in der Erwartung auf die Erlösertat Gottes, die das Ganze schafft. —

5

Es sei noch versucht, kurz anzudeuten, woher diese sich verratende und ausschließende Einseitigkeit in der tieferen Wurzel sich speist. Niemand kann es ganz sagen, weil wir dann das Wesentliche all unserer eigentlichen Not aussprechen müßten. Aber ich glaube, die Spur, die ich andeute, ist richtig. Die Kategorie, die bei den Schweizern immer wieder durchbricht und ständig durchschimmert, ist das Ja und das Nein (entnommen 2. Kor. 1), also die Antinomie. Und gerade da scheint etwas nicht zu stimmen. Es kreuzen sich da zwei Dinge, die wohl wieder eine Antinomie geben, aber gerade in dieser Weise sich nicht kreuzen sollten. Ich gebe zu: man kann nicht begründen, endgültig beweisen, sondern nur spontan wissen, warum — wie wir das Meiste nur spontan wissen und erst hinterher begründen, und auch das schließlich nur für „Empfängliche".

Diese beiden sich kreuzenden Reihen sind die: Einmal ist der Weg vom Nein zum Ja ein in unserer zeitlichen Existenzform notwendiger Weg alles Denkens und Lebens, verwandt dem Goetheschen Stirb und Werde. Es ist eine Form alles tieferen Lebens, die kein Mensch wegdisputieren kann. Man kann wohl annehmen, daß in Gott und durch Gott der Ausgleich möglich, ja sogar vorhanden ist, aber an sich sind beide, Ja und Nein, gleich notwendig, gleich wertvoll, gleich göttlich. Und das Ja wird und muß, weil es sonst abstürbe, sich immer wieder ins Nein verwandeln. Der wahre Mensch lebt eben wirklich in beiden Seiten der Spannung, gleich lebendig im Ja und Nein. Er trägt das Nein der Welt, die Schuld und Zerrissenheit, ebenso wahr und freudig wie das Ja und die Erlösung. Die Schweizer gehen, so viel ich sehe, diese Linie nicht zu Ende. Das Gefährliche, das Wagnis, ist ihnen nicht wie Nietzsche das große, ständige Fragezeichen des Lebens, sondern sie blicken heimlich immer weg vom Nein, verneinen es statt es zu bejahen, erniedrigen es statt es zu feiern. Und darum auch die merkwürdig gebrochene Stellung zum Praktischen. Im „Ansatz" haben sie es: sie sind teilweise Mitglieder der Sozialdemokratie, Kämpfer auf Konferenzen, Beunruhiger. Aber haben nicht manche Leser schon lange ungeduldig gefragt: Wann kommt denn endlich einmal das Religiös-Soziale? Wie werten denn die Schweizer die Wirklichkeit, in der wir jetzt stehen, den Sozialismus, die Weltrevolution und all das? Tatsächlich: darüber sagen sie diesmal nichts, jedenfalls nichts „Neues". Wohl mag es unbedingt nötig sein, jetzt einmal alles Praktische und Politische hintanzuhalten und einmal ganz, in jenem wahren und eigentlichen Sinne, Theologe zu sein. Wenn man es nur könnte! Die Wirklichkeit zerbricht ja auch diese Theologie, auch diese stets nur gesuchte, nie gefundene Sache

wieder; die Schweizer finden nicht mehr das Ja zum Nein des Lebens, der Sozialdemokratie, des Pazifismus, des vorhandenen, nach Erlösung ringenden Weltleides. Sie erklären es von der Welt der Bibel aus als belanglos, aber: Tragen sie es genug? Selig sind, die da Leid tragen! Die Schweizer lassen sich gefühlsmäßig zu sehr vom Ja in Beschlag legen und anziehen, und vergessen den Sinn des Nein. Sie stehen in der Gefahr, gerade das zu verlieren, was sie nicht wollen: sie werden Nur-Sucher nach der Sache (deren Weg und Umweg sie dann, sich selbst rechtfertigend, freilich zu wissen vorgeben), aber der Zusammenhang mit dem Leben und seiner wirklichen Not kann dabei verloren gehen. Darum muß, ohne daß wir nun etwa ganz, zumal im Theoretischen, Ragaz folgten, unser religiöser Sozialismus sehr anders aussehen wie der Schweizerische (wobei es mir banal vorkäme, wollte ich nun noch beweisen, daß er auch ganz, aber wirklich ganz, derselbe sein muß).

Das mußte deutlich ausgesprochen werden. Das Nein, als bejahtes Nein, als dauernde Antinomie, ist schwerer, als es die Schweizer augenblicklich sehen. Gerade die von den Schweizern so oft bekämpfte Prolepse, das Sich-vorschnell-Hinreißenlassen zum Ja — das tun sie selbst. Das Nein will erst ganz ausgetragen sein — — Aber freilich: die Antinomie ist nicht das Letzte, oder sagen wir jetzt besser, wirklich besser: das Einzige.

Auch wir kennen, wie die Schweizer, neben dem Zweilinigen das Einlinige, aber nur in und mit jenem. Und gerade wie sich bei ihnen das Einlinige mit dem nicht ganz ausgetragenen Zweilinigen kreuzt, das scheint uns die Wurzel des Bedenklichen zu sein. Auch wir wissen, daß das Ja das zuletzt Siegende sein muß. Aber wir sehen ebenso durchdringend auf den Kampf wie auf den Sieg, damit also auf die Gegenwart und das Praktische. Solange wir in der Zeit leben, gilt das Wort für uns aus dem Kolosserbrief: „Kaufet die Zeit aus, arbeitet die Zeit aus" (wie man auch übersetzen kann). Wir wissen, daß das (menschlich und nicht ewig gesprochen) ein Werturteil ist (man verwechsle uns bitte nicht mit Ritschl), aber ein Werturteil, das für uns immer erst in der Zukunft liegt. Jetzt ist Nein und Ja gleichgewichtig, gleich wertvoll, aber es wird das Ja wertvoller, ja das Wesentliche sein, wenn der Tod — umfassend genommen, als „Ganzes" — verschlungen ist in den Sieg.

Gerade darin aber, in dieser Hauptsache, daß Glaube an den Sieg da ist, glauben wir die Schweizer zu verstehen und uns mit ihnen eins wissen zu dürfen. Darum aber auch müssen wir mit einer Frage schließen: Werden auch sie uns verstehen und die Weite haben, die alles aufnimmt? Wir bitten nicht um Aufnahme, aber wir wissen, daß das ganz Primitive, das wir wünschen, Arbeitsgemeinschaft „in allen Dingen", nur dann möglich sein wird — — Und wir wissen, daß der von uns gewiß recht verstandene und durchaus nicht pharisäisch abgelehnte Ausspruch eines Schweizers: „Wir sind harte Leute, wir haben keine Liebe" auch nicht der Schweizer letztes Wort ist.

Solingen-Foche Hans Hartmann

Das Patronat

Auf dem Dresdener Kirchentag habe ich den Antrag gestellt, in die neue Kirchenverfassung den Satz einzuarbeiten, daß Patronatsrechte und Patronatspflichten möglichst bald abzulösen sind. Keiner der Abgeordneten, die ich um ihre Unterschrift ersuchte, hat sie abgelehnt, ich hätte die Zahl der Unterschriften leicht verdoppeln und verdreifachen können. Baumgarten z. B. hat in der Besprechung fast noch schärfer als ich grundsätzlich die Ausschließung des Patronats aus der Kirche der Zukunft gefordert, obgleich er nicht mitunterzeichnet hat. Der Antrag wurde bekämpft von dem Vorsitzenden des Verbandes der kurmärkischen Kirchenpatrone, von Arnim-Kröchendorff, der unterdessen auch einen Verband der Patrone evangelischer Kirchen Deutschlands zum Schutze des Patronats zu Stande gebracht hat, von dem Präses der Pommerschen Provinzialsynode D. Wetzel und von dem Berichterstatter des Kirchentages Präsident des mecklenburgischen Oberkirchenrates D. Giese. Eine Entscheidung hat der Kirchentag nicht gefällt. Er scheint auch die Weiterverhandlung nicht für sehr dringend zu halten, denn im Sachregister, das sonst jede Kleinigkeit enthält, ist nicht einmal das Wort „Patronat" verzeichnet. Daß die Sache trotzdem „läuft", beweist die Tatsache, daß die Evangelische Vereinigung unter den wenigen Einzelforderungen in ihrem neuen Programm die uneingeschränkte Aufhebung des Patronats fordert und sich mit dadurch als Volkskirchliche Evangelische Vereinigung, wie sie nun heißt, zu erweisen sucht und daß der Gemeindetag für die Provinz Brandenburg diese Frage in den Mittelpunkt seiner diesjährigen Verhandlung gestellt hat.

Einer fruchtbaren Weiterverhandlung mag zunächst die Herausstellung der wesentlichen Gesichtspunkte dienen, die auf dem Kirchentag zu Gunsten des Patronats geltend gemacht wurden. v. Arnim, der in der Niederschrift seine persönlichen Ausfälle gestrichen hat, betrachtet den Kampf gegen das Patronat als ein „politisches Prinzip", als revolutionäres Beginnen, als einen „Versuch, einen Neubau aus Wolkenkuckucksheim aufzuführen". Mithin ist ihm das Patronat eine feste Grundlage kirchlichen Lebens und eine kirchlich unanfechtbare Einrichtung. In dieser Einrichtung lebt das warmherzige patriarchalische Verhältnis weiter, das dem „Herrn" die Pflicht auferlegt, sich um das leibliche und geistige Wohl der ihm anvertrauten „Leute" zu bekümmern. Kampf dagegen ist eine Versündigung gegen die Bruderliebe. Restlos gibt Arnim zwar das Patronat der bürgerlichen Gemeinde preis und das des Staates hält er nur bedingt fest, aber das Privatpatronat ist ihm unentbehrlich um der materiellen Förderung und um des idealen Segens willen, der aus dem harmonischen Zusammenarbeiten zwischen Patron, Pfarrer und Gemeinde fließt. Für Wetzel hat das Privatpatronat das geschichtliche Verdienst, die Kirche im östlichen Deutschland als starke Säule getragen und das Bekenntnis gerettet zu haben, und auch heute noch bedeutet es ihm eine Segensquelle und, weil es die Mannigfaltigkeit der Pfarrbesetzungsarten vermehrt, ein Stück des Reichtums der Kirche. Giese, der gerade den springenden Punkt in meinen Ausführungen vollständig übersehen hat, blieb dabei, daß eine Ablösung von Fall zu Fall alle Bedenken aus dem Weg räume, und bewies im Uebrigen, daß das Patronat, auch wenn es nachträglich durch staatliches Gesetz oder landesherrliche Verordnung anerkannt sei, doch damit keine staatliche „Einrichtung", sondern ein kirchliches Institut sei.

Ich nehme den letzten Einwand vorweg. Mir ist es gleichgültig, ob geschichtlich betrachtet, das Patronat eine staatliche oder kirchliche Einrichtung ist. Die Worte Einrichtung und Institut decken sich ebensowenig wie mein Gebrauch des Wortes Institut mit dem Gieses. Ich habe nicht die Frage im Auge, wie und durch wen das Patronat zuerst eingerichtet worden ist. Tatsächlich hat es zuletzt, in Preußen wenigstens, zu den staatlichen oder landesherrlichen Einrichtungsgegenständen gehört. Man mag ein anderes Wort für „Einrichtung" wählen, an der Sache ändert sich damit nichts. Nach dem Preußischen Landrecht Teil 2, Titel 11, wird ein Anspruch auf ein Patronat erworben durch Bau, Wiederaufbau oder Dotierung einer Kirche; aber verliehen wird dieses Recht nach § 573 nur durch den Staat. Es ist also heute nicht mehr, wie Giese behauptet, ein Zugeständnis der Kirche, sondern ein Zugeständnis des Staates, genau so gut wie die Verleihung des Kommerzienrattitels. Die ganzen öffentlichen Rechtsverhältnisse des Patronates sind auch nicht im Kirchenrecht, sondern im Staatsrecht geregelt. Und der Staat hat bei seiner Verfassung angekündigt, daß er diese Rechte in einem eigenen Gesetze aufheben werde. Wenn er das auch in Rücksicht auf finanzielle Schwierigkeiten bisher nicht getan hat, so bleibt das Patronat doch ein staatlicher oder landesherrlicher Einrichtungsgegenstand, den Staat und Landesherr belassen oder beseitigen und in beliebig vielen Exemplaren beschaffen konnten. Ein Privatpatronat hat es streng genommen überhaupt nicht oder doch nur ausnahmsweise gegeben. Denn die Persönlichkeit hatte mit dem Patronat selten etwas zu tun; viel mehr der Grund und Boden. In Zweifelsfällen wird immer „vermutet, daß das Kirchenpatronat auf einem Gut oder Grundstück hafte" (§ 579). Was heute Privatpatronat war, konnte morgen Körperschaftspatronat sein. Es kam nur darauf an, wer das mit einem Patronat beehrte oder belastete Grundstück erwarb. Die Möglichkeit eines solchen Mitverkaufs von Rechten an der Kirche und über die Kirche allein genügt, um das Patronat als eine Versündigung gegen die Würde der Kirche erscheinen zu lassen. Es genügt aber auch dazu schon die Tatsache, daß im besten Falle „die Aufsicht über die Kirche nebst der Sorge für deren Erhaltung und Verteidigung" — das ist die Begriffsbestimmung des Patronats nach dem Preußischen Landrecht — nicht von der Gesinnung und der Höhe des Christenstandes, sondern von der Hergabe einer Summe Geldes abhängt. Das stellt das Patronat auf gleiche Stufe mit Orden und Titeln der bürgerlichen Gesellschaft.

Es ist richtig, daß viele Gemeinden gegen die Aufhebung des Patronats sind. Aber ich habe noch nie eine Gemeinde getroffen, die sich aus anderen als materiellen Gründen dagegen gewehrt hätte. Der Patron soll mitzahlen. Viele Kirchengemeinden sind es noch nicht gewöhnt, Opfer zu bringen für die kirchlichen Bedürfnisse; sie sind immer arm, wenn es sich um die Aufbringung kirchlicher Mittel handelt. Sie werden auch niemals ihre ganze Kraft anspannen und darum den Aufgaben der Zukunft nicht gewachsen sein, solange sie sich auf ein Patronat verlassen.

Dagegen ist es ein Kleines, die finanzielle Lücke auszufüllen, welche das Ausscheiden des Patrones hinterläßt, sobald man den Stolz der Gemeinden weckt und sie daran gewöhnt, ihre Verantwortlichkeit in vollem Umfang zu erfassen. Ich habe z. B. eben erst alle Gemeinden meines Kirchenkreises veranlaßt, aus eigenen Mitteln ihre Pfarrer den Staatsbeamten im Gehalt für 1920 gleichzustellen; und es sind viele darunter, die sich bisher auch nur ein Zehntel solcher Summen aufzubringen außerstande erklärt und immer an den „reichen" Patron appelliert haben. Andererseits sind — gerade in dieser Uebergangszeit — unendlich hohe Summen verloren gegangen durch die Verhandlungen mit den Patronen. Bis der Patron das Bedürfnis und seine Zahlungspflicht anerkannt hatte, waren oft Bau oder Anschaffung bereits weit mehr im Preise gestiegen, als der Anteil des Patrons betrug. Eine wirkliche Entlastung der Gemeinde hat der Patronatsbeitrag in diesen Fällen also gar nicht bedeutet. Eine Fülle versäumter Gelegenheiten belastet das Konto der Patrone. Wie auch gar oft nur das Notdürftigste beschafft wurde, weil der Patron um seiner Belastung willen eine vollkommenere Ausführung nicht zuließ. Es soll dabei nicht verkannt werden, daß viele Patrone der Kirche reiche Mittel zugewendet haben. Aber wenn der Patron der Kirche freiwillige Zuwendungen machen will: was hindert ihn, das als Privatmann, als einfaches Kirchenmitglied zu tun? Sein Beispiel würde viel mehr wirken, wenn es nicht den Gedanken erweckte, als ob Stiftungen nur Patronatssache seien. Eine Fülle von Stiftungen haben wir nur, wenn nicht ein Patron den anderen, sondern ein Kirchenmitglied alle Kirchenmitglieder anregt. Schließlich: gegenüber den dauernden Ausgaben, die in Zukunft den Gemeinden für Personalbedürfnisse erwachsen werden, bedeuten die gelegentlichen Zuschüsse des Patrons für Sachausgaben gar nicht so viel, daß sie eine Vorzugsstellung rechtfertigten.

So wenig die materielle Fürsorge des bisherigen Patrons unter der Aufhebung seiner Vorzugsstellung zu leiden braucht (oder hat er die Fürsorge nur bewiesen gegen das Entgelt einer Vorzugsstellung?), so wenig braucht das behauptete ideale Zusammenleben mit Gemeinde und Pastor darunter zu leiden. Patriarchalisch wird das Verhältnis allerdings nicht mehr sein: der „Herr" wird sich nicht mehr um die ihm „anvertrauten Leute" kümmern. Dafür kann der bisherige Patron, wenn ihm das Zusammenleben Selbstzweck war, als Glied der Gemeinde dieses Zusammenleben mit aller Kraft fördern. Eine besondere Stellung in der Gemeinde gibt ihm dann aber nur die Echtheit seines Glaubens und die Tiefe seiner Frömmigkeit, nicht Geburt, Besitz oder Geldleistung. Und das allein ist evangelisch und weckt Nacheiferung. Zu begreifen war die Vorzugsstellung des Patrons einigermaßen im Zusammenhang des ganzen bisherigen Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, Landesherrn und Kirche; jetzt muß es fallen. Das staatliche Patronat, von reinen Beamten ausgeübt, ist unerträglich. Das Patronat unkirchlicher Körperschaften ist Simonie. Das Privatpatronat widerstreitet dem Priestertum aller Gläubigen. Tatsächlich kann auch das Privatpatronat kein Zusammenleben mit der Gemeinde darstellen, wenn der Patron gar nicht in der Gemeinde lebt, mehrere Patronate hat oder es durch einen Beamten, Administrator und dergleichen, ausüben läßt, wie das bei großen Patronaten zumeist der Fall ist. Etwas Unevangelischeres vollends als die Behauptung, daß die Patrone „das Bekenntnis" gerettet hätten, kann es schwerlich geben. Das Bekenntnis erscheint in solchen Auffassungen immer wie ein steinerer Götze, wie etwas Fertiges, Vererbbares und Aeußerliches. Und wie soll diese Rettung praktisch erfolgt sein? Durch die Berufung „gläubiger" Pastoren? Entweder sind die Pastoren schon „gläubig", dann kommen sie auch ohne die Patrone in die „gläubigen" Gemeinden. Oder sie sind nur „gläubig" um des Besetzungsrechts der Patrone willen; dann hat die Gemeinde keinen Segen von ihnen.

Es gibt keinen Grund für die Aufrechterhaltung des Patronats, aber tausende dagegen. Der Patronatspfarrer wird — zum mindesten in den Augen seiner Gemeinde — niemals der absolut unabhängige Verkündiger des Evangeliums sein. Jeder Streit zwischen Patron und Gemeinde überträgt sich auf die Stellung des Pastors in seiner Gemeinde. Jedes unchristliche Verhalten des Patrons wird der Kirche auf ihr Konto geschrieben. Das Wahlrecht des Patrons hemmt die Entwicklung der Gemeinde zur Selbsttätigkeit und zum Verantwortungsgefühl. Das Patronat erschwert die Geschäftsführung und die Beweglichkeit des Pfarramtes. In großen Gemeinden vollends, wo wir mehr als je der Mannigfaltigkeit der Gaben und der Spezialisten des geistlichen Amtes bedürfen — alte und junge Geistliche, wortgewaltige und hausbesuchende, Verwaltungsbeamte und Vereinsorganisatoren, Musikfreunde und Jugendleiter neben einander —, ist die einseitige Richtung des Patrons ein ebenso großes Hindernis wie seine nur nebenamtliche Befassung mit kirchlichen Dingen. Es ist beschämend für die Kirche und drückt ihre ganze Stellung im Volksleben herab, wenn sie sich von dem Dezernenten der Reichshauptstadt für Patronatsangelegenheiten in öffentlicher Versammlung sagen lassen muß, daß die Stadt sich freuen würde, wenn sie das Patronat „los" wäre, daß ihr aber Niemand diese Last abnähme. Die Kirche muß um ihres Ansehens willen in der materiellen Frage möglichst entgegenkommen, um ihre Freiheit zu gewinnen. Dazu kommt, daß heute viele Domänen aufgeteilt werden, und die Siedler beschweren sich, daß die Patronatslasten, die sie mit übernehmen müssen, ihr Siedlungswerk hindern. Das macht die Kirche zur Volksbedrückerin und erzeugt Unwilligkeit und Feindschaft in großen Kreisen. Die Kirche hat die Pflicht, von sich aus Schritte zu tun für die Lösung dieses Bandes. Es ist beschämend, wenn der Staat von sich aus das Band löst und die Kirche dann als die wider ihren Willen abgefundene Gläubigerin oder — Bettlerin erscheint.

Wenn man glaubt, der Schwierigkeiten Herr zu werden durch den Vorschlag, das Patronat von Fall zu Fall abzulösen, „wo es im kirchlichen Interesse liegt", wie das die Vorlage des Kirchentages getan hat, so bedeutet dies ein völliges Verkennen der Sachlage. Wer soll denn entscheiden, daß im Einzelfall die Ablösung im kirchlichen Interesse liegt? Jede Entscheidung aber würde außerdem eine Kränkung bedeuten. Sie wird vermieden, wenn die Ablösung allgemein erfolgt. Sie liegt grundsätzlich im kirchlichen Interesse. Und nur als grundsätzliche Frage darf die Patronatsfrage behandelt werden.

Wittenberge — A Schowalter

Die drei Reiche

Ein Versuch philosophischer Besinnung von Gerhard von Mutius. Berlin, Weidmann 1916. 227 Seiten. 4 Mk.

Mitten im Toben des Krieges wurde ein „einsames und weltfernes Buch" vollendet, das die Beachtung weiterer Kreise verdient, da es ein Weltbild entwirft, das fesselt und erfrischt. Auch irrt sein Verfasser nicht mit der Annahme, daß „gerade in dem betäubenden Lärm des Tages die Stille wieder ein neues Recht sich erworben hat".

Aus einer Reihe zu verschiedenen Zeiten entstandener Aufsätze ergibt sich ein im Grunde geschlossenes Weltbild:

Wir leben zunächst im Reich der Wirklichkeit, v. Mutius nennt es auch das Reich der handelnden Sittlichkeit. Unser Wesen reicht aber tiefer hinab, ins Reich der Natur, und höher hinauf ins dritte Reich, in die Freiheit.

Der Begriff „Natur" enthält ein Doppeltes: einmal die Welt außer uns, den undeutlichen, einheitlichen Hintergrund aller Sinneswahrnehmung, dann aber auch uns selbst als Naturwesen, unser körperliches Leben. Der Mensch ist also zunächst nur ein Teil dieser Natur, und zwar ein untergeordneter; denn wie oft zeigt es sich, daß wir den Kräften der äußeren Natur, ebenso aber den Kräften unseres Innern machtlos unterworfen sind. So erscheint uns die Natur als etwas Ueberlegenes, und der denkende Mensch verlegt in sie die geahnte und vorausgesetzte Einheit der Welt. Damit gewinnt das Wort „Natur" einen neuen, höheren Sinn. Wir überschreiten allerdings mit dieser Bildung des Naturbegriffs als einer unabhängig von uns bestehenden vollkommenen Einheit die Grenzen unserer Erfahrung.

Trotzdem der Mensch also nur ein kleiner Teil dieser allumfassenden Natur ist, so ist er doch ein ganz besonderer, weiterstrebender Teil. In ihm ist aus der Natur Geist, aus den natürlichen Trieben sind sittliche Kräfte geworden. Zwar wächst der Mensch aus dem Boden der Natur hervor, aber in erster Linie besteht doch ein Gegensatz: der Mensch trägt die Aufgabe der Selbstvollendung in sich, er ist bestimmt zum Handeln, ist frei. Ist er erwacht, so arbeitet er sich über den Grund, der ihn trägt, empor. Die Natur wird ihm Aufgabe: er sucht die fremden Kräfte durch sein Eigenes, durch seine Tat zu überwinden. Sein Ziel ist Unterordnung alles Gegebenen unter die Gesetze seines Willens, seiner Seele.

Bei dieser Arbeit steht der einzelne Mensch nicht allein. Sein Handeln ist nur zu verstehn, er schafft nur bleibende Werte im Zusammenhang mit dem Wirken seiner Vorfahren und seiner Mitmenschen. Der Niederschlag dieser Gesamtarbeit ist die Kultur. In der „Gruppe" sind die Anfänge aller Kultur zu suchen, ihre Entwicklung schreitet fort über den Stamm zum Volk. Durch Wanderung und Wechselwirkung der Kulturelemente, durch ihre Verschmelzung in den führenden Geistern der führenden Nationen, steigert sie sich, eine nur im Unendlichen erfüllbare Aufgabe, zur Idee der Menschheit.

Dieses endlose Ringen der Menschen muß einen Sinn haben. Wie finden wir in dieser Menschheitsarbeit das Geheimnis des Lebens? Damit kommen wir zu einem schwierigen und wichtigen Begriff des Weltbildes, das Mutius uns entwirft. Er sagt: „Die Tat ist der Weg zum Wert." Das allem Handeln Gemeinsame ist die Schaffung von Werten. Das naturalistische Weltgebäude schaltet den Wertbegriff aus, eine Weltanschauung kann ihn nicht entbehren. In jedem Erleben liegt ein einzigartiger, unzurückführbarer Rest, über jedem Erlebnis schwebt ein feiner Duft aus einer andern Welt. Nur den werten wir! Durch die Wertung wird die Natur erst überwunden, und zwar ist jeder Wert eine Synthese; er ist nicht losgelöst zu denken von dem natürlichen Untergrund, dem Objekt der Tat.

Den gesamten Erfahrungsstoff muß der Mensch bei dieser Schaffung von Werten ergreifen und gründlich verarbeiten. Unser Handeln muß also sowohl in die Breite wie auch in die Tiefe

geben. Das führt einerseits zur weltwandelnden Tat, andererseits zur Persönlichkeitsbildung. Beides schließt Gefahren in sich: je mehr wir die Natur überwinden, je technischer unsere Kultur wird, desto mehr lösen wir uns von dem Boden, der uns doch trägt. Je mehr wir andererseits unser Leben zum Kunstwerk umgestalten, abrunden, desto ängstlicher müssen wir uns von dem Getriebe der Welt zurückziehen und das aktive Element in uns zurückdrängen. — Da erhebt sich die Frage: Wo liegt der Höhepunkt des Lebens? Immer noch vor uns! Die Aufgabe, die uns gestellt ist, ist unendlich. Die Wertung ist ein fortschreitender, ein schöpferischer Prozeß. Das einzelne Werterlebnis deutet nur auf einen absoluten Wert hin. So ist auch der einzelne Mensch Stückwerk, die vollendete Persönlichkeit ist Gott. —

Diese Gedanken werden von Mutius in einer Reihe von Gegenüberstellungen entwickelt und zum Abschluß gebracht: Reichtum und Armut, Konservativ und Fortschrittlich, Staat und Kirche, Kunst, Religion.

Kunst und Religion umfassen tiefste Abhängigkeit und höchste Freiheit, sie bewirken Erfüllung und Aufhebung der Persönlichkeit, Entpersönlichung. Sie führen ins dritte Reich, ins Gebiet der Freiheit, der Ueberwindung, des „reinen Werterlebnisses“:

Zunächst erscheint das reine Werterlebnis losgelöst vom bewußten Handeln, ist Zufall. Und dieses Empfangen kann Gnade genannt werden, insofern es nicht bewußt gewollt war. Aber ein solches Vorfinden des Wertes ist nur möglich durch ein wenn auch nur unbewußtes Suchen, durch schöpferisches Schaffen, Freiheit. Am klarsten zeigt sich diese Freiheit in der Religion. Sie ist doch im Wesentlichen eine freie Erweiterung des Eigenwillens zum Willen Gottes. Ein Drittes, Höheres entsteht durch Verschmelzung von Gnade und Freiheit: die Liebe, zuerst die Menschenliebe, dann als Höchstes die Gottesliebe. Diese führt durch Verlagerung des Zentrums des Menschen zur Aufhebung des Ichgefühls, zum überindividuellen Erleben.

„Wer sich von seinem Selbst geschieden hat, der steht im dritten Reich.“ Wir überschreiten die Grenze des normalen Weltbildes. Unsere Welt wäre trost- und sinnlos, wenn das Handeln das Letzte wäre. Das Leben hat ewig neuen Reiz, weil der Wert nicht nur ein unerreichbar fernes, transszendentes Ziel, sondern in dem reinen Werterlebnis nahe und gegenwärtig ist. Dieses dritte Reich umschwebt uns überall. Allerdings nicht mühelos und beschaulich können wir in ihm ausruhen, wir müssen immer wieder hinaus in den Kampf, um durch die Tat unsere Gesinnung zu befestigen und zu vertiefen. In jeder Tat durchdringen sich Natur und Sittlichkeit, berühren sich die Unendlichkeiten. Damit ist uns die unmittelbarste Gewähr einer übergreifenden Einheit gegeben, wir sind dann Bürger des Reichs der Freiheit.

Von hier aus führen aber auch Wege zurück zum ersten Reich, der Ring schließt sich. Vor den sittlichen liegen natürliche Werte. In der Hingabe an diese setzt eine rückläufige Bewegung ein. Der Fromme erlebt Gott im einzelnen Naturgeschehen, ihm „ist Gott ebensosehr Anfang wie Resultat der Welt“. Der romantische Geist umkleidet sich den Naturbegriff entsprechend mit einer Vollkommenheit, an die kein Menschenwerk heranreicht.

„Die Natur, die handelnde Sittlichkeit, die Freiheit der Seele. Wir steigen diese Stufen empor und auch wieder herab. Auf jeder dieser Stufen dürfen wir ruhen, und doch treibt es uns weiter. Wir werben um das Geheimnis des Lebens. Es ist nicht hier und nicht da und doch allgegenwärtig.“

Kiel — Carl Weidemann

Aelteste Bildnisse Luthers

Drei schwere Lücken klaffen in der Lutherforschung. Es fehlt eine Lutherbücherkunde (Bibliographie), eine Lutherhandschriftenkunde und eine Lutherbilderkunde. Die letzte zu schließen erscheint uns aus allgemeinen Gründen die dringendste Aufgabe. Von mehreren Seiten ist und wird ohne Plan und ohne Zusammenhang an ihr gearbeitet. Johannes Ficker hat ihr eine Schrift gewidmet, die sich auf die Anfänge der Lutherikonographie beschränkt,*) aber gerade in ihrer Beschränkung gegenüber dem bisher Geleisteten, so wertvoll es seinerseits ist, einen außerordentlichen Fortschritt bedeutet. Sie ist eine Erweiterung des Vortrages, der am 6. Oktober 1919 bei der ersten Tagung der Gesellschaft für Kirchengeschichte in Halle gehalten worden ist, und fügt den Verdiensten des Verfassers um die Lutherforschung ein neues vollwertiges Glied an.

Ficker nimmt die Erinnerung daran, daß „das Jahr 1519 hat das erste Bildnis Luthers entstehen und schon vorher von einer ersten Verbildlichung hat reden lassen“, zum Ausgang seiner Darstellung der Anfänge des Lutherbildnisses, die durch die Jahre 1519 bis 1521/22 begrenzt sind. Die Lutherikonographie setzt ein mit dem bekannten, künstlerisch minderwertigen, als Porträt ernsthaft kaum in Betracht kommenden Holzschnittbildchen auf dem Stöckel-Druck der Leipziger Predigt Luthers, einem Bildchen, dem Lukas Cranach dann im folgenden und überfolgenden Jahre seine beiden allbekannten Kupferstiche gegenüberstellte, die, an sich Höchstleistungen der Bildniskunst im Technischen wie im Psychischen, durch Ficker in ihrem ganzen äußeren und inneren Gehalt analysiert werden und die überallhin den Typus gegeben haben für das sich unmittelbar an sie anschließende, in unzähligen Wiederholungen und Fortbildungen verbreitete volkstümliche Lutherbild. Ficker geht mit unermüdlichem Spürsinn den vielfachen Nachahmungen und Abwandlungen nach, den diese beiden Cranachstiche gefunden haben. Er bespricht dann, was die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ebenso beliebte als hochstehende und auch das Bildnis des Reformators hernach so fleißig bearbeitende deutsche Medailleurkunst in jener Frühzeit zum Lutherbildnis beigetragen hat, wobei der Nachweis erbracht wird, daß die noch immer rätselhafte Schaumünze des Berliner Münzkabinettes — es gibt nur dieses eine Exemplar — mit der charaktervollen Büste eines Mönches und der Unterschrift ANN · ETA · 36 auf der Vorderseite, einem Phönix, über dem rechts Strahlen aus einer Wolke hervorbrechen, und der Unterschrift SIC · TANDEM auf der Rückseite, die dem zuerst in Straßburg nachweisbaren Augsburger Medailleur Christoph Weiditz zugeschrieben ist, keinen Anderen als Luther darstellen kann und durch keinen Geringeren veranlaßt ist als durch Ulrich von Hutten, der sich selbst so oft mit Luther zusammen hat verbildlichen lassen und dessen Temperament und Sprache aus dem Sic tandem widerklingt. Endlich bespricht Ficker die Entstehung des Gemäldes mit dem Junker Jörg und des mit ihm zugleich geschaffenen, auf derselben Vorzeichnung beruhenden Holzschnittes: ein neuer Typus, der, ebenso rasch aufgegriffen wie die ersten Stiche, dann wiederum seine eigene Geschichte erlebt hat. Zum Schluß zitiert Ficker aus der Fülle seiner Vertrautheit mit der zeitgenössischen Literatur persönliche Schilderungen von Luthers Erscheinung zum Zeugnis dafür, wie sie durchaus mit Cranachs Bildnissen der verschiedenen Zeiten zusammenstimmen.

„Noch sind jene ersten Darstellungen nur ein Teil dessen, was Lukas Cranach für das Lutherbild geschaffen hat. Der »Junger Georg« leitet über zu den neuen Bildtypen: Luther der Mann des Hauses und des bürgerlichen Lebens, Luther der Prediger und Kirchenvater, und erst alle die verschiedenen Bildnisse geben eine Anschauung von dem Reichtume und der Höhe des Lutherwerkes des fränkischen Meisters in Wittenberg... aber wer auch nur einen Teil der Leuchtkraft erkennt, die hier ausgestrahlt und die schöpferisch in die Weite und die Tiefe der Kraft der Vorstellung und des Schaffens gewirkt hat, der wird diesen Bildnissen bezeugen, daß sie nicht nur vergängliche Züge darbieten — hier leuchtet auf auch des Geistes ewig Bild.“ Diesem Urteil, in das Ficker seine inhaltsreiche, von 22 vortrefflichen Abbildungen auf 16 Tafeln begleitete Studie ausmünden läßt, kann man nur herzhaft zustimmen. Das Bemühen um die Geschichte des Lutherbildnisses hat in der Tat nicht bloß seinen Wert in der Feststellung der äußeren Erscheinung, sondern es erschließt zugleich die lebendigere Erfassung und Vergegenwärtigung des Charakters der Persönlichkeit und im Falle Luther des Weiteren eine vertiefte und unmittelbarere Einsicht in die Volksseele, die sich mit des Reformators Gegenwart im Bilde nicht genugtun konnte und die überdies an der Gestaltung des Lutherbildes in ungemein vielsagender Weise mitarbeitete. Schon aus diesen Gründen ist die Schaffung einer Lutherikonographie ein geschichtswissenschaftliches Bedürfnis wichtigster Art.

Daß wir sie noch nicht haben, liegt in der Hauptsache an äußeren Ursachen. Oder vielmehr: es ist eine der Unglaublichkeiten, über die man lachen könnte, wenn sie nicht für uns alle so bezeichnend und so beschämend wären. Wo wäre das auf katholischer Seite möglich!? Aber das ist eben eine der Blüten jenes Protestantismus, der auch in seiner Wissenschaft — und es handelt sich hier um seine Wissenschaft im eminentesten Sinne des Wortes — so unsagbar nüchtern und bilderscheu, bilderfremd und schier bilderfeindlich ist. Das „Bild“ hat ihm nichts zu sagen! Und doch weiß Jeder, der es kennt, daß im historischen Bild eine historische Quelle ersten Ranges liegt, und daß insbesondere Niemand mit vollem Rechte sagen kann, er kenne die Geschichte der Reformation, der nicht auch ihre Graphik kennt. Man muß diese Wahrheiten immer wieder aussprechen, damit sie endlich Gemeingut werden. Denn den Schaden davon, daß sich die protestantische Kirche und die protestantische Geschichtswissenschaft durchschnittlich so wenig um die Kunstdenkmäler als historische Quelle kümmert, hat nicht allein die evangelische Wissenschaft von der kirchlichen Kunst, die unter dieser Not bitter leidet und ohne Hilfe von außen nicht vorankommen kann, sondern auch die evangelische Kirchengeschichte, die eines der wichtigsten, schönsten und reichsten Quellengebiete unbenutzt läßt. Speziell für die evangelische Wissenschaft von der kirchlichen Kunst aber ist die Folge die, daß, da ihre Arbeit dem Kunsthistoriker zu theologisch und dem Theologen zu kunsthistorisch ist, sie nirgends recht ein Obdach findet. So suche ich, um in diesem Zusammenhange nur das Eine zu nennen, seit Jahr und Tag ein Manuskript über

*) Aelteste Bildnisse Luthers. Sonderdruck aus der Zeitschrift des Vereins für Kirchengeschichte der Provinz Sachsen. 50 S., 16 Taf. Magdeburg 1920. Kommissionsverlag Evang. Buchhandlung (Ernst Holtermann).

die Bildnisse des toten Luther unterzubringen, vergeblich. Wann endlich wird Besserung und Hilfe?

Die Fickersche Studie ist aufs neue ein Zeugnis dafür, wie ergiebig die Beschäftigung mit dem historischen Bild auch in allgemein geschichtlicher Hinsicht ist. Wie manches sehen wir aus dem Gang der ikonographischen Entwicklung, was im Schatten lag! Wie tritt z. B. die Bedeutung Straßburgs für die Reformation in neues Licht! Wie tritt vor allem die Persönlichkeit Ulrich von Huttens in der Propaganda für die Verbreitung des Lutherbildnisses als Waffe und Werbemittel in einer Weise hervor, die man bisher nicht ahnte!

Doch die Lutherikonographie bleibt eine Aufgabe für sich, eine so große Aufgabe, daß sie ein Einzelner nicht lösen kann. Wenn aber mehrere Einzelne sich zusammentun könnten, die für Literatur und für Kunst ein so helles Auge haben wie Ficker, dann würde auch sie verhältnismäßig bald zu einer glücklichen Lösung gebracht werden können.

An sie anschließen aber muß sich *eine systematische Sammlung und Bearbeitung alles dessen, was immer sich an künstlerischen Aeußerungen ihrer Zeit auf die Reformation bezieht.* Der Stoff ist reich, aber auch einzig lehrreich.

Wo ist der Verleger, der hier seine Kraft einsetzt, und wo sind vor allem die finanziellen Helfer, die hier sich zur Verfügung stellen?

Berlin — *Georg Stuhlfauth*

Frühjahrswochen auf Schloß Elgersburg in Thüringen

Zu Ostern wird die „Gemeinschaftsstätte Schloß Elgersburg" bei Ilmenau eröffnet. Sie lädt alsbald zu Freizeiten und Arbeitswochen ein. Man schreibt uns darüber:

1. Vom 19.—26. 3. findet eine *religiöse Woche* statt. Es soll vom Leiter der Gemeinschaftsstätte, Emil Engelhardt, durch einleitende Vorträge versucht werden, die grundlegenden religiösen Fragen, nicht im Stil oder Werbesinn irgendeiner Bekenntnisgemeinschaft oder Kirche, sondern in der Sprache unserer Zeit und aus den brennenden Fragen des Gegenwartslebens heraus, darzustellen. Aussprachen in kleinem Kreis, Feiern, Musik und Dichtung leiten zum Karfreitag als dem abschließenden Höhepunkt der Woche.

2. 26. 3.—2. 4. *Pädagogische Woche* für Lehrer und Lehrerinnen: Wesen und Wege einer deutschen Nationalerziehung im Sinne Fichtes. Engelhardt hält die fünf einleitenden Vorträge auf Grund von Fichtes Reden. Der Kreis der Teilnehmer wird von Fichte aus versuchen, die neuen Wege einer Volksbildung im Sinne einer vertiefenden Menschenbildung, nicht nur erweiternden Wissensbildung zu finden und durch persönliche Fühlungnahme den Aufbau von innen zu fördern.

3. Vom 2.—9. 4. sind die Räumlichkeiten der Burg vom Deutschen Hochschulring für eine Führerschule belegt. Wer an ihr teilnehmen oder über sie Auskunft haben will, frage bei der Geschäftsstelle des Deutschen Hochschulringes, Hamburg, Grasweg 7, an.

4. Vom 9.—16. 4. wird die religiöse Woche wiederholt.

5. Vom 16.—23. 4. *Führerschule für Lebensreformer.* Es besteht ein Bedürfnis, immer wieder einmal neu erschlossene Kreise von Menschen, die für Lebenserneuerungsfragen Sinn gewannen, tiefer in die inneren Zusammenhänge einzuführen. Es soll durch Vorträge und Aussprachen in dem geschlossenen Kreis der Burggemeinde verhandelt werden: Die Kulturkrisis der Gegenwart und die Lebenserneuerungsbewegung. Der Mut zum Nein und das quellende Ja. Die Alkohol- und Tabakfrage: Vegetarismus; Geschlechtsleben; Gewürze und Genußgifte; Körperpflege und Kleidung. Gegen den Fanatismus. Die Wiedergeburt aus dem Geist. — Gemeinsame Feierstunden, musikalische und Dichterabende gliedern die Woche.

6. 23.—30. 4. *Ehewoche.* Vorträge des Leiters im Sinne seiner beiden Bücher „Minne und Liebe" und „Erlöserin Liebe" möchten zu einer Auseinandersetzung mit den Fragen von Liebe, Geschlechtsleben, Ehe, Familie anregen.

7. 2.—7. 5. *Führertagung* neudeutscher *Jugendbünde.* Es werden Vertreter aller Art neudeutscher Jugendbünde eingeladen, sich im Anschluß an kurze einleitende Vorträge auszusprechen und Fühlung mit einander zu nehmen in folgenden Gegenwartsfragen deutscher Jugendbewegung: Der Sinn des Lebens und die Notlage unserer Kultur; Die religiöse Frage — eine Frage schöpferischer Lebensgestaltung; Volkstum und nationaler Gedanke, Partei und Klasse und Volksgemeinschaft; Jugendbewegung und Volkswirtschaft; Lebensreform aus dem Geist; Die Geschlechtsfrage, Ehe und Familie; Jugendbewegung und Volksbildung; Jugendbewegung und Beruf. — Es soll kein neuer überbündischer Bund gegründet, nichts organisiert, nur Fühlung genommen werden, inwieweit in der Jugendbewegung schon Gemeinsames stoßkräftig ist.

8. 7.—11. 5. Eine Woche für Führer des Bundes deutscher *Jugendvereine* zur sachlichen und erziehlichen Durcharbeitung der Alkohol- und Tabakfrage.

Der Tagespreis für volle Verpflegung und Bett 17 Mark für 17—20jährige, 20 Mark für über 20 Jahre alte. Dazu 10 Prozent Trinkgeldablösung. — Bettwäsche und Handtuch sind mitzubringen. Man meldet sich bei *Emil Engelhardt* bis 20. Februar, Bergedorf, Auguststraße 6, nachher Schloß Elgersburg in Thüringen. Wer Antwort haben will, lege Freiumschlag bei.

Wöchentliche Chronik

Der *Papst* hat im geheimen Konsistorium von der Sorge um die *tschechische* Kirche gesprochen. „Er bekräftigte mit großer apostolischer Autorität, daß die lateinische Kirche niemals am Priesterzölibat rütteln werde, sowie daß sie nimmermehr Neuheiten demokratischen Charakters, die einige in die Kirchendisziplin einführen möchten, dulden werde" DKZ 5.

Das Kieler Corps der *Heilsarmee* hat sich von dem Hauptquartier in Berlin gelöst, weil dies sich wieder ganz unter englische Leitung gestellt habe.

In *England* fanden im letzten Jahr 10 592 *Konversionen* Erwachsener zur katholischen Kirche statt. — In den *Vereinigten Staaten* zählt die katholische Kirche jetzt 2 Kardinäle, 13 Erzbischöfe, 88 Bischöfe, 10 000 Priester und über 23 Millionen Katholiken. Die Konversionen sind sehr zahlreich und betragen im Durchschnitt 20—50 000 für das Jahr; an diesem Zuwachs der katholischen Kirche ist hauptsächlich die hochstehende Gesellschaft beteiligt. DKZ. 5

Das neue *Elementarschulgesetz in Holland* vom 9. Oktober 1920 unterscheidet „öffentliche" Schulen, die für alle Kinder ohne Unterschied der religiösen Stellung zugänglich sind und deren Lehrplan den Religionsunterricht nicht mit umfaßt. In diesen Schulen wird aber durch Freigeben von ausdrücklich im Stundenplan festgelegten Stunden dafür gesorgt, daß die Schulkinder in den Schullokalen oder anderswo Religionsunterricht von den Religionslehrern erhalten können; die Stunden dafür fallen in die Schulzeiten und werden in Uebereinstimmung mit der Kirche, die den Religionslehrer stellt, festgesetzt. Daneben sind „private" Volksschulen zugelassen, die in der Großstadt mindestens 100, in anderen Städten mindestens 40 Schüler haben müssen. Für jedes Dienstjahr vergütet der Staat an den Vorstand der Privatschule Gehälter und Bezüge der Rektoren und Lehrer ebenso wie bei öffentlichen Schulen; die Gemeinde zahlt die Unkosten der Gebäudeinstandhaltung; zum Bau oder Umbau der Schulhäuser hat der Gemeinderat auf Antrag Beihilfen zu gewähren.

Persönliches. Ernannt: Konsistorialrat D. *Eckardt* in Meuselwitz zum Vorsitzenden des Landeskirchenrats von Altenburg, Missionsdirektor D. Karl *Axenfeld* zum Generalsuperintendenten der Kurmark.

E St

Verschiedenes

Die Wormser Luther-Feier. Vollständiger Entwurf mit praktischen Winken und Stoffdarbietung zur Feier des 18. April 1521 von *Friedrich Spitta.* 2 Mk.; mit 2 Notenbeigaben 75 Pfg. mehr, einschl. Teuerungszuschlag. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1921.

Gesänge für das vierhundertjährige Jubiläum des Bekenntnisses Martin Luthers vor Kaiser und Reich zu Worms. Preis 50 Pfg., von 15 Stück ab je 40 Pfg., von 100 ab je 30 Pfg. Ebenda 1921.

Friedrich Spitta legt hier einen Entwurf für die Wormser Luther-Feier in der Kirche vor, der allgemeiner Beachtung nachdrücklich empfohlen sei. Nur ein Meister auf liturgischem Gebiet darf dies wagen. Er war nicht nur an den beiden früheren Lutherjubiläen mit Vorschlägen beteiligt, sondern hat auch neuerdings durch eine Kritik des Oratoriums „Luther in Worms" von Meinardus, an dessen Aufführung zunächst zu denken war, seinen Entwurf vorbereitet. Es ist nicht zu verkennen, daß das Werk von Meinardus infolge seines Anschlusses an den Roßmannschen Text das Bild Luthers und die geschichtlichen Ereignisse beträchtlich verschiebt. Trotz romantischer Einflüsse würde das evangelische Empfinden heute einer solchen Zumutung stärker widerstreben als in den Tagen des Meinardus. Zudem kann von einer Aufführung dieses Oratoriums nur an einzelnen Orten die Rede sein. Es handelt sich darum die Feier so zu gestalten, daß ebenso die Einzigartigkeit der Wormser Ereignisse zu ihrem Recht kommt, wie daß die Erfahrungen der früheren Jubiläumsfeiern zu Rate gezogen werden; daß ferner den Anforderungen an einen sachlich richtigen, künstlerisch durchgebildeten wie gemeindemäßigen Aufbau Genüge getan wird; daß endlich der aufgestellte Plan bei den heutigen beschränkten Mitteln wirklich allgemein auszuführen ist. Diese Ansprüche erfüllt der Spittasche Entwurf.

Angenommen ist, daß ein Festgottesdienst mit Predigt in der üblichen Weise vorausgegangen ist. Die Eigenart der Wormser Vorgänge, bei denen es sich nicht um Lehrverkündigung, sondern um eine weltgeschichtliche Gewissenstat handelt, von der wir heute noch leben, verlangt aber für die liturgische Nachmittags- oder Abendfeier einen besonderen Weg. Der gewohnte Rahmen von Schriftlesungen und Gesängen muß hier versagen, da mit diesen

Mitteln das Charakteristische des Festgegenstands nicht zum Ausdruck gebracht werden könnte. Schon bei früheren Lutherjubiläen hat sich gezeigt, daß die Schriftworte mit reformatorischen Zeugnissen durchflochten werden mußten, um die erforderliche Aktualität für die Feier zu gewinnen. Bei der Wormser Luther-Feier muß das Geschichtliche des ungeheuren Vorgangs selbst in den Mittelpunkt treten. Das Dichterwort: „Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie" ist nur halb wahr. Das Todesopfer von Golgatha steht als ein Stück Ewigkeit im Strom der Zeiten, auch in Worms bricht aus den Tiefen des Gewissens ein Strahl der Ewigkeit hervor, Gottes Offenbarung in der Geschichte. Es wird der evangelischen Freiheit verstattet sein, dies auch ohne unmittelbare Beziehung auf Schriftworte darzustellen. Luther steht in Worms als Prophet, dessen Reden und Tun aus dem Born des göttlichen Wortes quillt.

Spitta hat, um den Schein einer stillosen Neuerung zu vermeiden, für seinen Aufbau den Rahmen der kirchlichen Passionen und verwandter Werke mit ihrem Evangelisten und den redend eingeführten Personen vor Augen gehabt. Der Verlauf der Feier gliedert sich in die Reise nach Worms, die wieder gegen einander abgestimmte Unterteile hat, die beiden Reichstagssitzungen, die letzten Ereignisse und die Heimreise. Der Erzähler, als welcher in der Regel der Pfarrer zu denken ist, gibt in knappem, lebendigem, plastischem Bericht die Entwicklung der Ereignisse von Station zu Station, seine Erzählung mündet in Lutherworte aus, an den Hauptstationen wird Luthers Rede vor dem Reichstag und sein Wormser Gebet gegeben, alles von Einzel-Gemeinde- und Chorgesängen in fein abgewogener Auswahl, bei der mit Recht nicht nur Luthers eigene Lieder bedacht sind, und in sinnvoller Abwechslung, bei der auch individuelle Züge wie Luthers Lautenspiel auf der Reise aufgenommen sind, umzogen. Der freie Vortrag des Erzählers stellt keine geringen Anforderungen; evangelisch gedacht ist es, daß die Wiedergabe der Lutherworte — unter der Voraussetzung richtigen Einsatzes — dafür geeigneten Gemeindegliedern übertragen werden kann. Die Gesänge sind so gewählt, daß sie in der einfachsten wie in kunstvoller polyphonischer Ausführung möglich sind. „Ein feste Burg", dessen Strophen über das Ganze verteilt sind, ist von Arnold Mendelssohn für eine und drei Männerstimmen mit Begleitung der Gitarre, Gustav Adolfs Feldlied „Verzage nicht!" von Hermann Stephani für Frauen- oder Kinderchor gesetzt (je 15 Pfg., von 15 Stück ab je 10 Pfg., dazu 150 Prozent Teuerungszuschlag). Nicht der statutarischen Ordnung halber, sondern weil es von selbst so aus der Sache erwächst, beginnt die Feier nun doch mit einem Schriftwort. Man wird etwa Psalm 46 erwarten; aber abgesehen davon, daß dieser Psalm nur teilweise sich zur Vorlesung eignet, sind seine Akkorde für den Anfang zu voll, sie nehmen zu viel voraus, hieher gehört ein freudiger, doch nicht so starker Ton. Spitta schlägt vor, hiefür die Hauptsätze des Magnifikat zu verwenden, mit dessen Erklärung Luther vor seiner Reise nach Worms und auf der Wartburg beschäftigt war und dessen Widerhall in seiner Seelenstimmung dann der Erzähler klar macht.

Nachdem nunmehr ein so aus der Sache selbst geschöpfter, mit prunkloser, wirklicher Kunst aufgebauter Entwurf vorliegt, ist zu wünschen, daß er möglichst allgemein ausgeführt werde. Es sollte die Zeit nicht mit überflüssigen neuen Entwürfen verzettelt, sondern so bald als möglich an die Vorbereitung der Feier gegangen werden. Es wäre — des protestantischen Individualismus unbeschadet — doch schön, wenn beim Gedächtnis dieser weltgeschichtlichen schöpferischen Begebenheiten die evangelischen Deutschen in den verschiedenen Landeskirchen, in Stadt und Dorf einhellig an derselben Feier sich erbauten. Wenn man in hundert Jahren Rückschau hält auf die Lutherfeiern von 1521, wird dieser Entwurf noch mit Ehren bestehen. Rudolf Günther

Kleine Mitteilungen. Bezug einer amerikanischen Zeitschrift. Prof. D. Mulert schreibt uns aus Kiel: „Die Harvard-Universität in Cambridge Massuchusetts, bietet ihre auch in Europa bekannte und geachtete theologische Zeitschrift, die Harvard Theological Review, die in den Vereinigten Staaten jährlich 2 Dollars kostet, europäischen Beziehern erstaunlich billig an. Der Unterschied der Valuta bleibt tatsächlich außer Betracht; wir Deutschen sollen 8 Mark, die Franzosen 10 Franken, die Oesterreicher 10 Kronen bezahlen. Möglich ist das, weil das Unternehmen auf Stiftung ruht und keinen Gewinn anstrebt. Aber als ich die Zeitschrift, an deren neuem Jahrgang aus Europa u. A. Windisch, Marti, Gustav Krüger, Buonajuti mitarbeiten, bestellen wollte, ergab sich, daß unsere Post noch keine Anweisungen und Wertbriefe nach Amerika annimmt; auch die Banken geben sich mit so kleinen Summen nicht gern ab. Ich bitte Andere, die auf die gleichen Schwierigkeiten stoßen, sich mit Rade in Verbindung zu setzen, am zweckmäßigsten den Betrag sogleich auf das Postscheckkonto der CW (Frankfurt a. M. 9807) mit Angabe des Zwecks einzuzahlen."

In seiner weitverbreiteten Wochenschrift „Licht und Leben", dem Organ der Gemeinschaftschristen, beschäftigt sich Herr Pfarrer Gauger-Elberfeld hartnäckig mit meiner Kirchenpolitik in der Landesversammlung und der Demokratischen Partei. Es ist schon mehr der umgekehrte Verfolgungswahn. Noch immer sitzt der verehrte Mann fest im Netz der Summepiskopatsfrage, über die wir Verantwortlichen im Raten und Handeln längst hinweg sind. Ich habe immer gehofft, einer seiner Freunde würde Herrn Pastor Gauger auf das Schiefe und Falsche seiner Einstellung aufmerksam machen. Es fehlt ihm trotz seiner reichlichen Vertrautheit mit allerlei persönlichem Kram an der Kenntnis der ernsthaften Vorgänge. Ihm Rede zu stehn auf seine Anwürfe ist mir offengestanden unter der Würde; aber wenn er fortfährt diesen Faden zu spinnen, muß es ja wohl sein.

Von Max Dauthendey, dem Dichter, den während des Krieges ein tragisches Geschick in der Fremde hinwegraffte, ist mit seinem Nachlaß eine Bibel bei den Seinen eingetroffen. Deren letztes Blatt enthält folgende Zeilen: „Max Dauthendey, Tosari (Ostjava, Tongger Gebirge). Samstag 30. Juni 1917 (fünf Monate bin ich nun hier 6000 Fuß hoch). Heute Morgen als ich die 50ten und 60ten »Psalmen Davids« gelesen hatte, geschah mir eine Erkenntnis. Ich erkannte, daß es einen persönlichen Gott gibt. Drei Wochen vor meinem fünfzigsten Geburtstag wurde mir diese Offenbarung, an der ich seit meinem 20. Lebensjahre, also 30 Jahre lang, nachgegrübelt und gezweifelt und ergründet und durchgerungen habe. Welche herrliche Zielsicherheit ist heute in mein Herz, in meinen Geist, in meinen Körper eingezogen! — Gott lebt und ist so persönlich, wie alles durch ihn lebt."

Verantwortlich Prof. D. Rade, Marburg a. L.

Anzeigen

Dringende Bitte

um Rückgabe von **Nr. 43, 45, 47** aus dem Jahr **1920** der Christlichen Welt. Wir vergüten die Nummern auf Wunsch gern mit je 1 Mk.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg

Statt besonderer Anzeige

Am 4. Februar entschlief sanft im 74. Lebensjahr unser lieber Vater, der Provinzialschulrat a. D., Geh. Regierungsrat Dr. phil. h. c. Dr. jur. h. c.

Theodor Thalheim.

Breslau, Hohenzollernstr. 77, den 8. Februar 1921

Elsbet Schwarz, geb. Thalheim.
P. Walter Schwarz, Direktor des Ev. Preßverbandes für Schlesien, und drei Enkel.

Hausdame gesucht in Vertrauensstellung zur Unterstützung der Hausfrau, perfekt im Haushalt, zum 1. oder 15. März.

Baronin von Lucius, Großballhausen i. Thür.

Christliche Welt

Jahrgang 1911—1915 gebunden, gut erhalten, verkäuflich. Angebote an
Max Binder,
Heidelberg, Klingerteichstr. 16.

Ich suche zum 1. oder 15. April arbeitsfreudiges **junges Mädchen,** das ohne gegenseitige Vergütung den Haushalt erlernen und mir helfen möchte. Familienanschluß selbstverständlich. Dienstmädchen vorhanden. Pfarrhaus mit zwei Kindern und Garten. Anfragen erbittet

Frau Pfarrer Loew,
Remscheid, Wiedenhofstr. 7.

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft
Protestantischer Schriftenvertrieb Berlin-Schöneberg

Nr 2. Platons Religiosität und Theologie (Fortsetzung). Von Prof. Dr. Ritter — Die Arbeit des Allg. Ev.-Prot. Missionsvereins in Japan im Jahre 1919/20. Von D. Schiller — G. W. von Leibnitz und die Chinamission. Von D. H. Haas. Aus der Mission der Gegenwart — Mitteilungen

Konfirmationsgeschenk!

Agnes Günther

Von der Hexe, die eine Heilige war

Mit Scherenschnitten von

Tilla Ebhardt

Vornehm ausgestattet 22,50 Mk.

Verlag der Christlichen Welt, Marburg i. H.

NEUIGKEITEN

aus dem Verlag von

J. C. B. MOHR (Paul Siebeck) und der H. LAUPP'schen Buchhandlung

in TÜBINGEN

Dr. Heinrich Barth, Privatdozent in Basel, **Die Seele in der Philosophie Platons.** 1921. M. 24.—.

Dr. Karl Joël, Professor in Basel, **Geschichte der antiken Philosophie.** Erster Band. 1921. M. 120.—, geb. M. 136.—.

Dr. Friedrich Traub, Professor in Tübingen, **Rudolf Steiner als Philosoph und Theosoph.** Zweite, umgearbeitete Auflage. 1921. M. 9.—.

Kein Verlagsteuerungszuschlag.

Im **Heim der Freunde der Christlichen Welt** in Friedrichroda finden vom 1. April d. J. an zwei bis drei gebildete junge Mädchen Aufnahme zur gründlichen Erlernung des Haushalts. Pensionspreis monatlich 350 Mk.

Anfragen erbittet die Hausmutter Fräulein **Arents, Friedrichroda** i. Thür. Schreibersweg 6.

Schloß Elgersburg

Thüringer Wald. Romantische Burg nahe Ilmenau. Gemeinschaftsstätte und Erholungsheim. Tagespreis von 20 Mk. an. **Emil Engelhardt.**

Das Heim der Freunde der Christlichen Welt

in **Friedrichroda**, Schreibersweg 6

bietet auch im Winter mit seinen heizbaren Zimmern und guter Verpflegung einen behaglichen Ruhe- und Erholungsaufenthalt. Anfragen an die Hausmutter Fräulein **Arents.**

Familienversorgung

Wer für sich und seine Hinterbliebenen sorgen will, erreicht dies in besonders vorteilhafter Weise durch Benutzung der Versicherungseinrichtungen des

Preußischen Beamten-Vereins

Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Förster, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufm. Angestellte und sonstige Privatangestellte.

Versicherungsbestand 495 352 808 M.
Vermögensbestand 214 910 717 M.

Der Verein arbeitet **ohne bezahlte** Agenten und spart dadurch sehr bedeutende Summen. Er kann daher die Prämien (Versicherungsbeiträge) sehr niedrig stellen und trotzdem **sehr hohe** Dividenden verteilen, so daß die **Gesamtkosten** für die Versicherung bei **unbedingter Sicherheit äußerst gering** sind. — Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins zu Hannover.

Bei einer Drucksachenanforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Suche für April **Erzieherinnenarbeit** in einer Familie. Bis jetzt Kindergartenleiterin mit mehrjähriger, pädagogischer Erfahrung möchte ich eine möglichst selbständige Stelle, event. bei mutterlosen Kindern mit Uebernahme des Haushalts, bevorzugen. — Angebote unter **H. F.** an den Verlag.

2 junge evangelische Mädchen, 20 Jahre alt, suchen zur weiteren Ausbildung in Küche und Haushalt für 1/2 Jahr Stellung in besserem Hause, wo Dienstmädchen vorhanden, ohne gegenseitige Vergütung, evtl. Zuzahlung bei vollstem Familienanschluß zum 1. April oder später. Angabe unter **J. N.** an Allgemeinen Anzeiger in **Halver** i. Westf.

Alleinstehende Dame sucht pflichttreues, wahrheitsliebendes, ordentliches Mädchen, oder einfache Stütze für ihren Landhaushalt. Angebote mit Zeugnissen, Bild wenn möglich und Lohnansprüchen an **Frau Cloos, Wiesneck** bei Freiburg-Baden.

Zu kaufen gesucht:

Bousset Kyrios Christos. Angebot mit Preisangabe an Prof. **Dr. von Düring, Steinmühle** bei Obererlenbach, Post Bad Homburg.

Luther-Konfirmations-Schein

Format 25 . 30 cm. Gezeichnet von H. M. Avenarius

herausgegeben und zu beziehen vom:

Evangelischen Preßverband für Schlesien

Breslau 13, Hohenzollernstraße 77.

Preis: bei 100 Stück	je 50 Pfennig		
bei 50	„	je 55	„
bei 25	„	je 60	„
bei 10	„	je 65	„
einzeln	„	je 75	„

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Hierzu als Beilage eine Ankündigung der Verlagsbuchhandlung F. A. Herbig in Berlin (Lebenserinnerungen von Helene Lange)